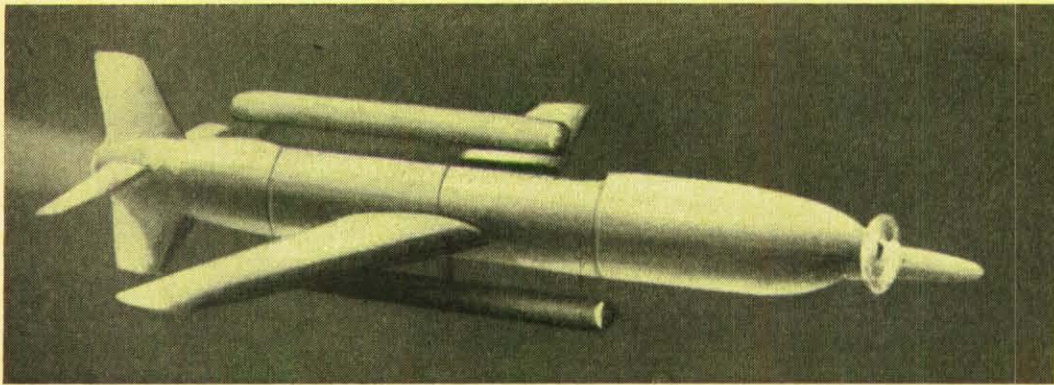


Postverlagsort München Ausgabe **B**  
**ZB**  
**ILLUSTRIERTE**  
Für Menschen im Atomzeitalter

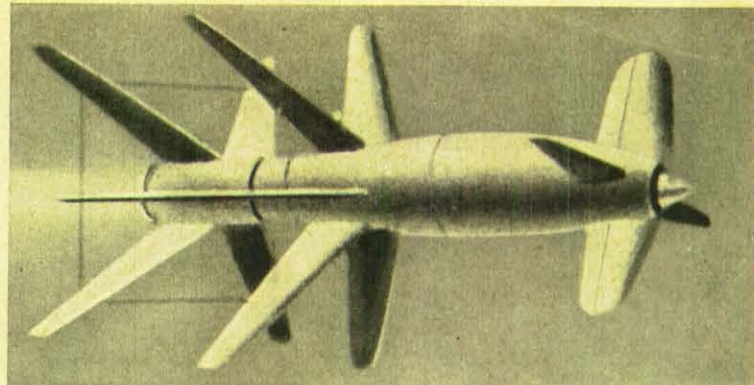


**Das gab's!**  
Die fliegende Untertasse  
der deutschen Luftwaffe.  
Dokumentarbericht über Ge-  
heimwaffen des II. Weltkrieges





**Die Flugabwehrrakete „Schmetterling“** kam im Januar 1945 in die Herstellung. Die angestrebte Lieferungshöhe von 3000 Stück pro Monat konnte infolge Materialmangels nicht erreicht werden. Die 3,75 m lange Rakete mit einer 40-kg-Sprengladung erreichte eine Geschwindigkeit von 1050 km/h und eine Höhe von 15 000 m. Im Anfang der Flugbahn wurde der „Schmetterling“ vom Boden aus gesteuert und flog dann, gelenkt durch Mikrophone, die die vom Ziel ausgehenden Geräusche verwerteten, automatisch ins Ziel.



**Die zweistufige „Rheintochter“**, eine ferngelenkte Flüssigkeitsrakete, insgesamt 5,7 m lang, Geschwindigkeit 1450 km/h, Gipfelhöhe 18 000 m. Seit dem Beginn der dreißiger Jahre war die Entwicklung von Flakraketen, auch nach Beginn des Krieges, immer wieder zurückgestellt worden, bis es dann 1944 zu spät war.

**So gewiß Geheimhaltung für jede Rüstung selbstverständlich ist, der Laie staunt, wenn er erfährt, wieviel Waffen des II. Weltkrieges ihm verborgen blieben, und es wird klar, daß die Waffen, die heute vorgeführt werden, nur einen geringen Teil des Arsenal von morgen darstellen, das die Militärmächte anlegen.**

### Warum schweigt Amerika?

Seit zehn Jahren, seit dem Sommer 1947, wird die Menschheit von Nachrichten über mysteriöse Flugkörper heimgesucht.

Einer der ersten Augenzeugen, der Geschäftsmann Kenneth Arnold, verglich, was er am 24. Juni 1947 von seinem Privatflugzeug aus am Himmel dahinsausen sah, mit einer Untertasse. Der Begriff „Fliegende Untertasse“ hat sich durchgesetzt, obgleich andere Augenzeugen von fliegenden Naben, deckeln, fliegenden Zehncentstücken, fliegenden Trärentropfen und fliegenden Pasteten zu berichten wußten.

Gleichgültig, ob planetarisch, oder interplanetarisch, von Russen oder Marsmenschen, ob piloten- oder ferngesteuert, die fliegende Untertasse wurde zum Kopfweh, und die amerikanische Öffentlichkeit forderte Aufklärung von zuständiger Stelle. Die US-Luftwaffe rief am 22. Januar 1948 das „Unternehmen Untertasse“ ins Leben, zog dreihundert Experten, Psychologen, Ärzte, Physiker, Astronomen und Meteorologen hinzu und untersuchte jeden Untertassen-Zwischenfall.

Unter den Beobachtern der seltsamen Flugkörper, die mal stillstanden, bald im Zickzack flogen, bald senkrecht, bald waagrecht davonsausten, befanden sich ernstzunehmende Leute wie S. Whitehead, der Gouverneur von Idaho, Offiziere der Armee und erfahrene Piloten.

Alle Wahrnehmungen von fliegenden Untertassen wurden vom „Unternehmen Untertasse“ als Massenpsychose abgetan und jede einzeln als Täuschung gedeutet. Es habe sich um Saturn, Wetterleuchten, Meteore, Scheinwerferlicht, Wolkenpiegelungen, hochgelungene Papierfetzen, kleine Reklamewerbelte, Wetterballons oder Flugzeuge gehandelt. Ein Mister Stevens, der eine Untertasse gesehen haben wollte, wurde entgegensehen des Kometen L 1947 gefeiert.

Ein bekannter Kriegsflieger, Kaptain F. Mantell, war in der Luft angewiesen worden, ein gesichtetes Etwas zu

verfolgen. Er funkte: „Gehe näher heran, um gut sehen zu können. Es ist direkt vor und über mir und bewegt sich mit meiner halben Geschwindigkeit...“

Das Ding sieht metallisch aus und ungeheuer groß...

Es geht jetzt höher und hält meine Geschwindigkeit...

Ich steige jetzt auf zwanzigtausend Fuß, und wenn ich ihm dadurch nicht näher komme, will ich die Jagd abbrechen...“

Das war das letzte, was man von dem Piloten hörte. Sein Körper wurde am gleichen Tag noch im Wrack seines Flugzeuges aufgefunden. Amtliche Erklärung: Der Pilot sei der Venus nachgejagt und infolge Sauerstoffmangel abgestürzt.

Nach zwei Jahren wurde das Unternehmen Untertasse offiziell eingestellt und bekanntgegeben: Es habe keine Untertasse nachgewiesen werden können, Amerikas Sicherheit sei nicht gefährdet!

Amerikas Öffentlichkeit blieb jedoch mißtrauisch. Sie hatte nicht vergessen, daß ihr das Atombombenprojekt drei Jahre lang verheimlicht worden und nur durch den Einsatz der Waffe zwangsläufig bekannt war. Wenn die modernen Techniker aus dem Speer die Rakete entwickelt hatten, warum sollten sie nicht nach dem Prinzip des Diskus und des Hubschraubers eine „Fliegende Untertasse“ konstruieren?

Was war nun wirklich mit den Himmelserscheinungen? Phantasie? Optische Täuschung? Geheimwaffe der Amerikaner oder Russen? Raumschiff aus fernen Welten?

Das aufgelöste Unternehmen Untertasse wurde in Wahrheit in eine „Abteilung Luftphänomene“ umgewandelt. Ihr Auftrag lautete, sich von der Öffentlichkeit zurückzuziehen und die Untersuchungen auf Beobachtungen von Piloten, Wissenschaftlern und Ingenieuren zu beschränken.

Weit über 5000 „Zwischenfälle“ sind von der „Abteilung Luftphänomene“ bis hinunter untersucht worden. Davon blieben 20 Prozent „unerklärlich“.

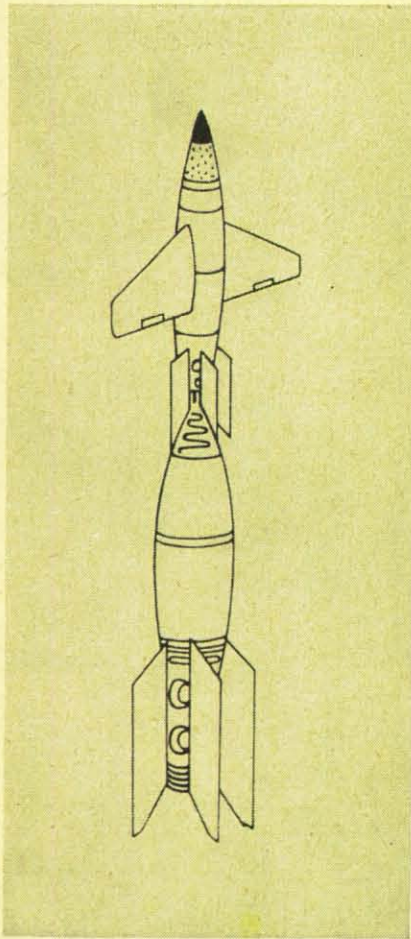
Immer wieder tauchen Meldungen von mysteriösen Flugkörpern auf.

Schon lange ärgert sich der wahrheits-suchende Normalverbraucher, daß er nicht weiß, was er davon zu halten hat. Wird er an der Nase herumgeführt? Nun beginnt endlich einiges Licht auf das dunkle Geheimnis zu fallen.

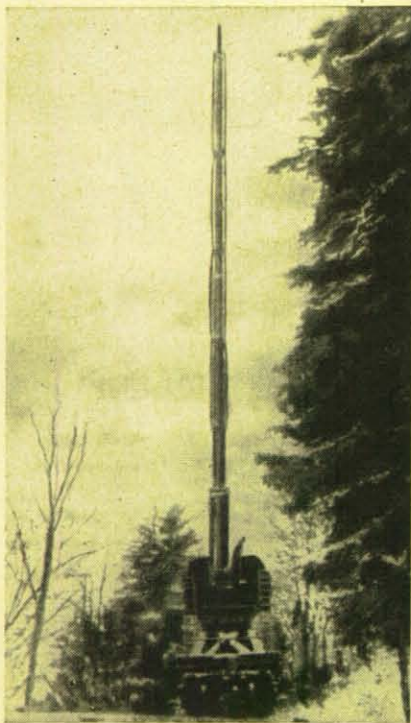
In seinem Buch: „Die deutschen Waffen und Geheimwaffen des II. Weltkrieges und ihre Weiterentwicklung“ (J. F. Lehmanns Verlag München), bringt Rudolf Lusar folgende sachliche Mitteilung:

„Nur langsam sickert die Tatsache durch, die Wahrheit, daß deutsche Forscher und Wissenschaftler bereits während des Krieges die ersten Schritte zu diesen „Fliegenden Untertassen“ getan und solche an das Wunderbare grenzenden Fluggeräte auch gebaut und erprobt haben. Nach bestätigten Angaben von Fachleuten und Mitarbeitern wurden die ersten Projekte, „Fliegende Scheiben“ genannt, im Jahre 1941 begonnen. Die Pläne für diese Geräte stammen von den deutschen Experten Schriever, Habermohl, Miethe und dem Italiener Bellonzo. Habermohl und Schriever wählten einen breitflächigen Ring, der sich um eine feststehende, kuppelförmige Führerkanzel drehte und der aus verstellbaren Flügelscheiben bestand, die in eine entsprechende Stellung gestellt werden konnten, je nachdem ob sie zum Start oder zum Horizontalflug benötigt wurden. Miethe entwickelte eine diskusähnliche Scheibe von 42 m Durchmesser, in die verstellbare Düsen eingesetzt waren. Schriever und Habermohl, die in Prag gearbeitet haben, starteten am 14. Februar 1945 mit der ersten „Fliegenden Scheibe“, erreichten in drei Minuten eine Höhe von 12 400 m und im Horizontalflug eine Geschwindigkeit von 2000 km in der Stunde (!). Man wollte auf Geschwindigkeiten von 4000 Stundenkilometern kommen.“

Umfangreiche Vorversuche und Forschungsarbeiten waren notwendig, bevor an die Fertigung herangegangen werden konnte. Wegen der hohen Geschwindigkeit und den außerordentlichen Wärmebeanspruchungen mußten besonders geeignete Materialien gefunden werden, die der Hitze einwirkten standhielten. Die Entwicklung, die Millionen gekostet hat, stand bei Kriegsende dicht vor ihrem Abschluß. Bei Kriegsende wurden zwar die vorhandenen Modelle zerstört. Jedoch ist das Werk in Breslau, wo Miethe gearbeitet hat, in die Hände der Sowjets gefallen, die alles Material und die Fachkräfte nach Sibirien gebracht haben, wo an diesen „Fliegenden Untertassen“ erfolgreich weitergearbeitet wird. Schriever ist aus Prag noch rechtzeitig herausgekommen; Habermohl dagegen dürfte in der Sowjetunion sein, da von ihm jede Nachricht fehlt. Der ehemals deutsche Konstrukteur Miethe befindet sich in den USA und entwickelt, soweit bekannt gewor-



**Die Amerika-Rakete** sollte aus einer ersten Stufe (A 10) von 29 m Länge und einer vorn aufgesetzten zweiten (A 9 = geflügelte V 2) bestehen (Länge 14 m). In 180 km Höhe lösten sich die A 10 bei 4320 km/h lösen, die A 9 mit 7850 km/h weiter steigen und Amerika erreichen.

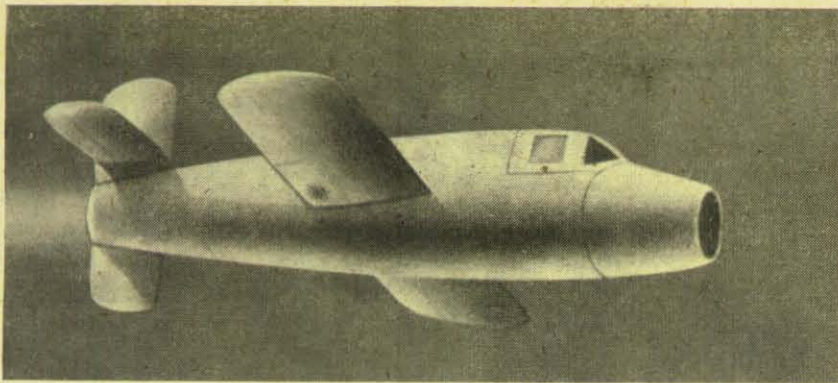


◀ **Der „Lange Gustav“** war mit seiner Rohrlänge von 41,1 m das am meisten bewunderte Geschütz des letzten Krieges. Es war auf einen Spezialeisenbahnwagen montiert. Die 21-cm-Kanone soll mit Sondergeschossen von zwei Zentnern 140 km weit gereicht haben.

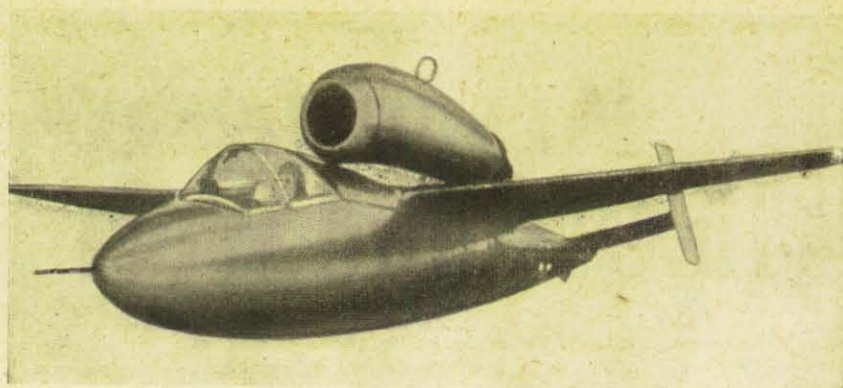
▶ **Das Eckgewehr** wurde für den Häuserkampf entwickelt. Der Aufstecklauf hatte eine Krümmung von 32°, die Waffe wurde mit einem Periskopvisier gerichtet. Treffsicher bis auf 400 m. Patronen und Rohrverschleiß normal.







**Die senkrecht startende „Natter“** erreichte mit Hilfe von 4 Startraketen in 10 Sekunden eine Höhe von 1000 m. Horizontalgeschwindigkeit in 15 000 m Höhe 1450 km/h durch Flüssigkeitsrakete. Erster unbemannter Start im Dezember 1944. 24 eingebaute Flugzeugraketen, die elektrisch abgefeuert wurden. 22 Nattern wurden erprobt, davon vier bemannte. Drei kamen nach den USA, ein Exemplar erbeuteten die Russen.



**Die ersten brauchbaren Turboflugzeuge der Welt** wurden von Prof. Heinkel entwickelt. Der He 178 folgte der „Volksjäger“ (unser Bild). Bauauftrag im September 1944. Erster Start Dezember 1944. Zur Zeitersparung wurde das Strahltriebwerk ähnlich wie bei der V 1 über dem Rumpf angebracht. Ungefähr 100 bis 140 „Volksjäger“ wurden pro Monat geliefert, nur wenige konnten infolge Treibstoffmangels eingesetzt werden.

den, bei der A. V. Roe Comp. solche „Fliegenden Untertassen“ für die USA und Kanada. Die amerikanische Luftwaffe hat seit Jahren den Befehl erhalten, nicht auf die „Fliegenden Untertassen“ zu schießen, was ein Zeichen dafür ist, daß es auch amerikanische „Fliegende Untertassen“ gibt, die nicht gefährdet werden dürfen. Die bisher beobachteten Geräte werden in den Größen von 16, 42, 45 und 75 m im Durchmesser angegeben und sie sollen eine Geschwindigkeit bis zu 7000 km in der Stunde (?) entwickeln. Über Korea wurden bereits im Jahre 1952 „Fliegende Untertassen“ einwandfrei erkannt und auch während der NATO-Manöver im Elsaß im Herbst 1954 wurden diese Geräte nach Pressenachrichten beobachtet und gemeldet. Die Tatsache, daß die „Fliegenden Untertassen“ existieren, ist nicht mehr zu bestreiten. Daß sie auch heute noch verneint wird, besonders in Amerika, da die USA selbst noch nicht soweit in der Entwicklung fortgeschritten sind, um der Sowjet-Union ein Gleiches entgegenstellen zu können, gibt zu denken. Ferner scheint man sich zu sträuben, anzuerkennen, daß diese neuartigen „Fliegenden Untertassen“ den normalen Flugzeugen — auch den turbogetriebenen neuzeitlichen Flugzeugen — bedeutend überlegen sind, sie an Flugleistung, Tragfähigkeit und Wendigkeit übertreffen und sie damit illusorisch machen.

Nach einer Meldung aus Washington Ende 1955 wird die amerikanische Luftwaffe in Kürze Flugmodelle erproben, die in ihrem Aussehen den Vorstellungen von „Fliegenden Untertassen“ völlig entsprechen werden. Der Staatssekretär für die Luftstreitkräfte,

Donald Querles, teilte mit, daß diese Flugmodelle die Form einer Scheibe haben und senkrecht starten können. Sie werden keine kostspielige Startbahn benötigen.“

Außer der fliegenden Untertasse, von der Luser berichtet, hat es in Deutschland noch ein zweites ähnliches Projekt gegeben. Hierbei handelte es sich jedoch nicht um ein bemanntes Fluggerät, sondern um eine Flugzeugabwehrwaffe. Ihr Erfinder, der Österreicher H. Fister, war während des Krieges Konstrukteur in der Wiener Niederlassung der Heinkelwerke und hatte 1943 die sich magnetisch selbststeuernden Flugzeugabwehrraketen AKAT I und AKAT II entwickelt. Diese Raketen trugen einen Sprengkopf, ihre Verbrennungsgase entwickelten Temperaturen von 2000 Grad.

Pfister berichtete jetzt in einer Fortsetzungsserie der Wochenzeitung „Der Soldat“, er habe sich damals überlegt, daß diese Verbrennungsgase allein genügt, ein Flugzeug zu zerstören, seine Aluminiumlegierungen wie ein Schneidbrenner zu zersägen. Pfister kam auf die Idee einer rotierenden Scheibe. Das Mittelteil sollte ruhen, die Scheibe rundum mit ihren Verbrennungsgasen rotieren und wie eine Kreissäge Flugzeuge zerschneiden.

Seine Erfindung, die Pfister im einzelnen beschreibt, nannte er abkürzend „Rosch“ (Rotierende Scheibe). Sie wurde vom Reichsluftfahrtministerium abgelehnt. Pfister arbeitete zunächst auf eigene Faust weiter und fand erst Gehör, als Goebbels im November 1944 zum Bevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz ernannt wurde. Nun sollte die „Rosch“ so schnell wie möglich serienreif werden.

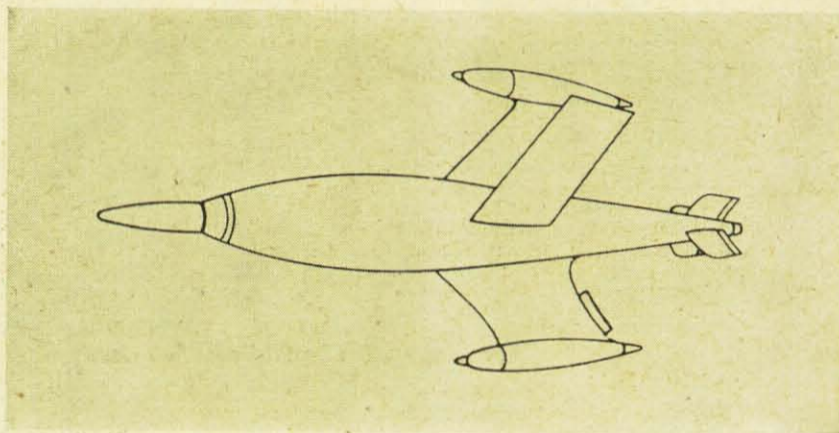
Anfang Februar 1945 war die Kon-

struktion so gut wie fertig. Scheibendurchmesser 7,1 m, Höhe 0,95 m. Geschwindigkeit 3000 km in der Stunde. Steiggeschwindigkeit 14 000 m in einer Minute, Steigfähigkeit bis 30 000 m. Das von den Ingenieuren Schegyssy und Gröhwogel entwickelte Selbststeuerungssystem war gleichfalls produktionsreif. Man begann mit der Montage eines Prototyps. Es war zu spät, die Alliierten rückten ein.

Wie der „Rosch“, so erging es zahlreichen Geheimwaffen, über die Luser

in seinem Buch berichtet. Die Entwicklungsarbeiten an vielen neuen Erfindungen wurden von 1941 an gehemmt oder gar untersagt, und erst als es zu spät war, wurde in letzter Minute versucht, Wunderwaffen aus dem Boden zu stampfen. Da sind das Eckgewehr, Turboflugzeuge, Flugabwehrraketen, Fernraketen und Walter-Unterseeboote.

In der Entwicklung zahlreicher zukunftsweisender, vor allem ferngesteuerter Waffen waren die Deutschen den anderen Kriegsmächten weit voraus.



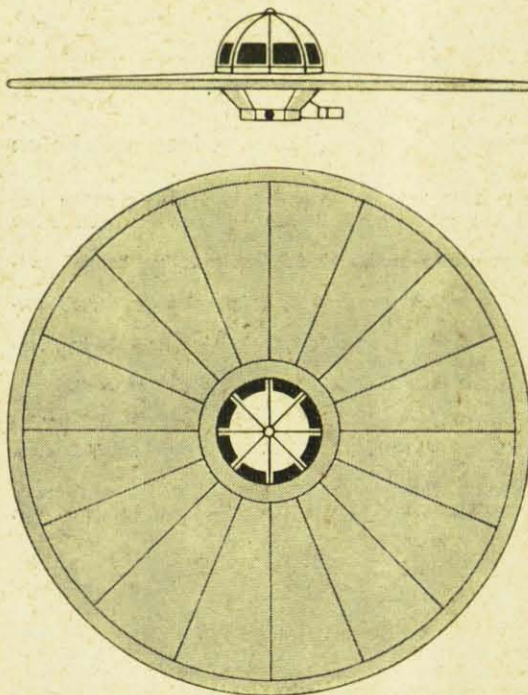
**Mit Flugzeugraketen** vom Typ R 4 M führten Jäger (Me 262) im Frühjahr 1945 einen ersten Probeangriff durch. Aus einem Bomberverband wurden aus 1700 m Entfernung 15 Maschinen herausgeschossen. Unser Bild: eine Schüfflerakete (X 4). Sie besaß einen akustischen Zielkopf, durch den sie ihr Ziel ansteuerte, auch wenn es um 30 Grad von der Abschubrichtung abwich. Die X 4 kam nicht mehr zum Einsatz.

#### Nachweis

Ein Abschnitt unseres Berichtes und die Abbildungen sind dem Buch von Rudolf Luser entnommen: „Die deutschen Waffen und Geheimwaffen des II. Weltkrieges und ihre Weiterentwicklung.“ J. F. Lehmanns Verlag, München. Leinen 16.— DM, broschiert 13.— DM.

# Das gab's!

## Die fliegende Untertasse der deutschen Luftwaffe und andere Geheimwaffen des zweiten Weltkrieges



#### Die erste „fliegende Scheibe“

startete am 14. Februar 1945, erreichte in drei Minuten eine Höhe von 12 400 m und im Horizontalflug eine Geschwindigkeit von 2000 km in der Stunde (!) Nur langsam sickert die Wahrheit, die Tatsache durch, daß deutsche Erfinder die ersten Schritte zu diesen „Fliegenden Untertassen“ getan und solche an das Wunderbare grenzen den Fluggeräte auch gebaut und erprobt haben. Sowohl den Russen als den Amerikanern ist die deutsche Erfindung bekannt geworden. Beide Mächte haben weitergearbeitet. Eines Tages werden die Fliegenden Untertassen die bislang üblichen Flugzeuge verdrängen, denn sie sind ihnen an Flugleistung, Tragfähigkeit und Wendigkeit bedeutend überlegen.



# Arsenale in Ost und West

Wie stark sind heute die Führer der beiden großen Machtblöcke? Was haben die USA den russischen Raketen entgegensetzen. Die meisten amerikanischen Fernlenk Waffen werden noch erprobt — ihre roten Konkurrenten sind dagegen zum größten Teil schon einsatzbereit.

## Interkontinentale Raketen

### Amerika besitzt:

„Atlas“, Reichweite 8000 km, Geschwindigkeit 25 000 km/h, noch in der Entwicklung.  
„Titan“, wie „Atlas“ ebenfalls noch in der Entwicklung

### Rußland besitzt:

T-3, Reichweite 8000 km, Geschwindigkeit wahrscheinlich 25 000 km/h. Befindet sich in der Erprobung.

## Mittelstrecken-Raketen

### Amerika besitzt:

„Thor“, Reichweite bis zu 2800 km, im Entwicklungsstadium.  
„Jupiter“, Reichweite bis zu 2800 km, im Entwicklungsstadium.

### Rußland besitzt:

T-2, Reichweite 2800 km, einsatzbereit.

## Taktische Raketen

### Amerika besitzt:

„Redstone“, Reichweite 480 km, bald einsatzbereit.  
„Corporal“, Reichweite 185 km, einsatzbereit.  
„Lacrosse“, Reichweite 30 km, wird noch erprobt.  
„Dart“, Panzerabwehr-Rakete, Reichweite 5–6,5 km, bald einsatzbereit.

### Rußland besitzt:

T-4, Reichweite 800–1600 km, wird bereits produziert.  
T-1, Reichweite 640 km, einsatzbereit.  
T-7A, Reichweite 50–100 km, einsatzbereit.  
T-6, Artillerierakete, Reichweite 5–8 km, einsatzbereit.  
ME, Gewehrrakete für die Panzerabwehr, Reichweite 1,5–3 km, einsatzbereit.  
T-5, Panzerabwehrrakete, technische Daten unbekannt, einsatzbereit.

## Fernlenk Waffen mit Düsentriebwerken

### Amerika besitzt:

„Snark“, Reichweite 8000 km, Überschallgeschwindigkeit.  
„Matador“, Reichweite 1120 km, Überschallgeschwindigkeit, einsatzbereit.

### Rußland besitzt:

T-4A, Reichweite 6400–16 000 km, befindet sich noch in der Entwicklung.

## Flugzeug-Abwehr-Raketen

### Amerika besitzt:

„Nike-Hercules“, Reichweite bis 80 km, bald einsatzbereit.  
„Nike-Ajax“, Reichweite 40 km, einsatzbereit.  
„Nike-Zeus“, zur Abwehr interkontinentaler Raketen, Geschwindigkeit über 25 000 km/h, in Entwicklung.  
„Bomarc“, Fernlenkgeschöß mit Düsentriebwerk, Reichweite bis 370 km, bald einsatzbereit.  
„Hawk“, für tieffliegende Flugzeuge, die von Nike-Raketen nicht erreicht werden können; bald einsatzbereit.

### Rußland besitzt:

M-100 A, erreicht 8 km Höhe, wird bereits gebaut und erprobt.  
M-100 A, erreicht 8 km Höhe, wird bereits gebaut und erprobt.

## Marine-Raketen

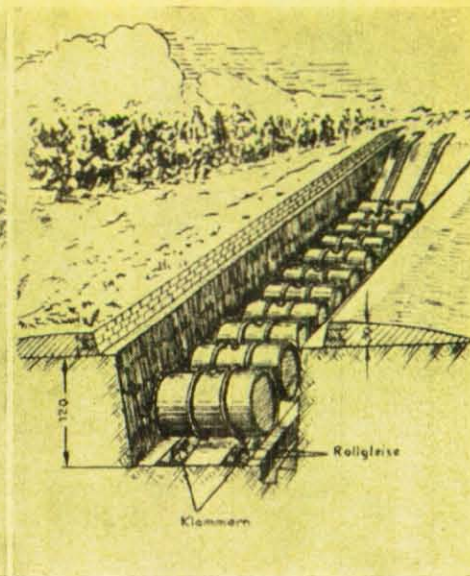
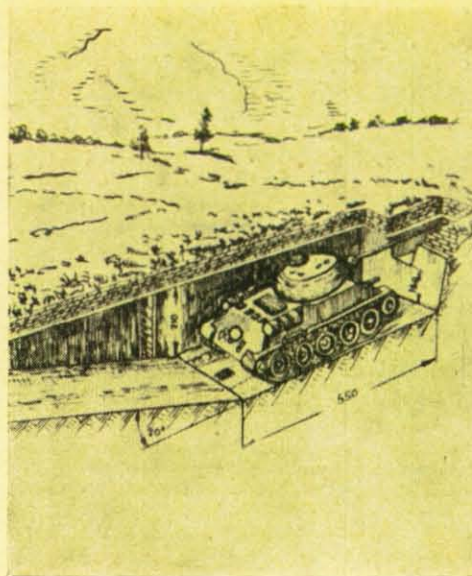
### Amerika besitzt:

„Polaris“, Reichweite 2500 km, zum Abschuß von Kriegsschiffen und wahrscheinlich auch von getauchten U-Booten, befindet sich noch in der Entwicklung.  
„Tartar“, Schiffs-Flugzeugabwehr-Rakete, Reichweite 35 km, bald einsatzbereit.  
„Terrier“, marines Gegenstück zur „Nike“, Reichweite 30 km, einsatzbereit, für den Abschuß von Schiffen.  
„Regulus“, Fernlenk Waffe mit Düsentriebwerk, Reichweite 1600 km, Abschuß von Schiffen und aufgetauchten U-Booten.  
„Talos“, wie „Regulus“, Reichweite bis 185 km, bald einsatzbereit.

### Rußland besitzt:

„Comet 2“, Reichweite 800–1100 km, Abschuß von getauchten U-Booten, in Entwicklung und Bau.  
„Comet 1“, wie „Comet 2“, Reichweite 150–160 km, im Teststadium.  
J-3, Reichweite 2400–3000 km, Abschuß von Land und aufgetauchten U-Booten, einsatzbereit.  
J-2, wie J-3, Reichweite 1100 km.  
J-1, wie J-3, Reichweite 480 km.

Diese Gegenüberstellung enthält nur Boden-Boden- und Luft-Boden-Raketen, außerdem die Fernlenkgeschosse für den Abschuß von Schiffen. Eine Aufzählung der verschiedenen Luft-Luft-Raketen, also der Waffen für den Kampf von Flugzeugen gegen Flugzeuge, würde zu umfangreich.



Vorbereitet sein ist alles, ist die wichtigste Voraussetzung, um atomare Detonationen überleben zu können. Die Truppe als ein Instrument des Gegenschlags muß deshalb besonders geschützt werden. Links: Deckung für Panzer und Besatzung. Rechts: Deckung für Brennstoff und Schmieröle.

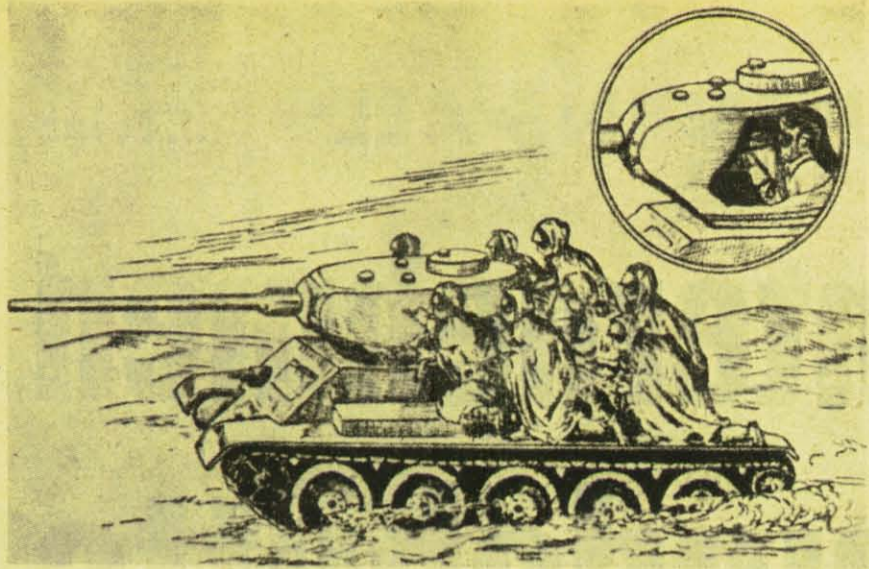
So schützen sich die anderen:

# Auch Rußland glaubt an einen Schutz gegen atomare Waffen

Die Sowjetunion besitzt einen straff organisierten Luftschutz. Seit Jahren sind neu angelegte Betriebe für Kriegsproduktion und Lebensbedürfnisse über ausgedehnte Gebiete der Sowjetunion verteilt und vielfach auch unterirdisch errichtet worden. Parteisekretär Chruschtschew betonte kürzlich, daß der riesige Schutzraumkomplex unter dem Zentrum von Moskau die größte atombombensichere Schutzanlage der Welt sei, die zusammen mit dem Untergrundbahnnetz einen großen Teil der Moskauer Bevölkerung im Ernstfall aufnehmen und schützen könne. Ständig werden im ganzen Land Laufgräben angelegt, die gegen Hitze- und Druckwellen schützen sollen. In Leningrad wurde eine Spezialfabrik in Betrieb genommen, die Schutzkleidung gegen radioaktiven Staub herstellt. Ein Helferkorps des sowjetischen Luftschutzes, das die Bezeichnung trägt: „Patriotische Massenorganisation des schaffenden Volkes“, verfügt über 22 Millionen im Zivilschutz gründlich ausgebildeter Männer und Frauen. Das sind bereits etwa 10% der gesamten Einwohnerschaft der UdSSR. Jährlich werden weitere fünf Millionen Menschen im Zivilschutz ausgebildet. Vorbereitende Luftschutzmaßnahmen sind in allen Fabriken, Schulen und anderen öffentlichen Einrichtungen des weiten Landes obligatorisch.

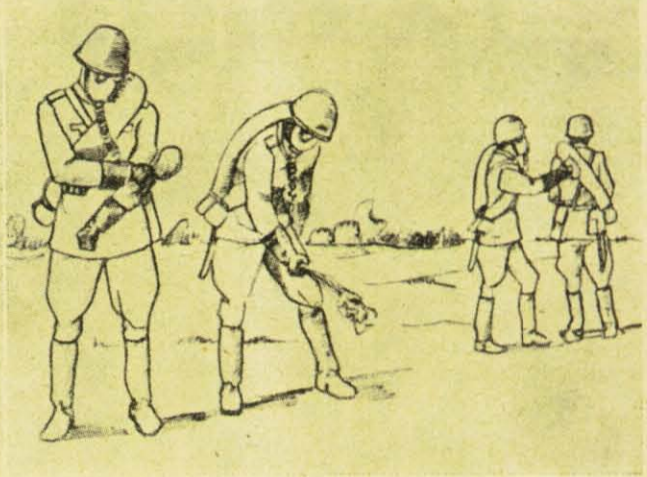
Tatsachen beweisen also, daß auch die Russen an Möglichkeiten glauben, sich gegen die schrecklichen Auswirkungen atomarer Waffen schützen zu können. In diesem Dokumentarbericht veröffentlicht die ZB-Illustrierte als einzige Zeitschrift in der Bundesrepublik Textauszüge und Bilder aus dem 1954 im Verlag des Verteidigungsministeriums der Sowjetunion erschienenen Reglement: „Die Atomwaffe und ihre Auswirkung auf Kampfhandlungen. Lehrbuch für den Sergeanten.“ Im Vorwort der 182 Druckseiten umfassenden deutschen Ausgabe dieser Instruktion für Unteroffiziere wird festgehalten, daß es gegen die Atomwaffen sichere Schutzmittel gibt. „Allein mit der Atomwaffe kann kein Krieg entschieden werden“, wird in diesem Lehrbuch ausgeführt, das in vielen Einzelheiten in Wort und Bild geeignete Schutzmaßnahmen aufzeigt.



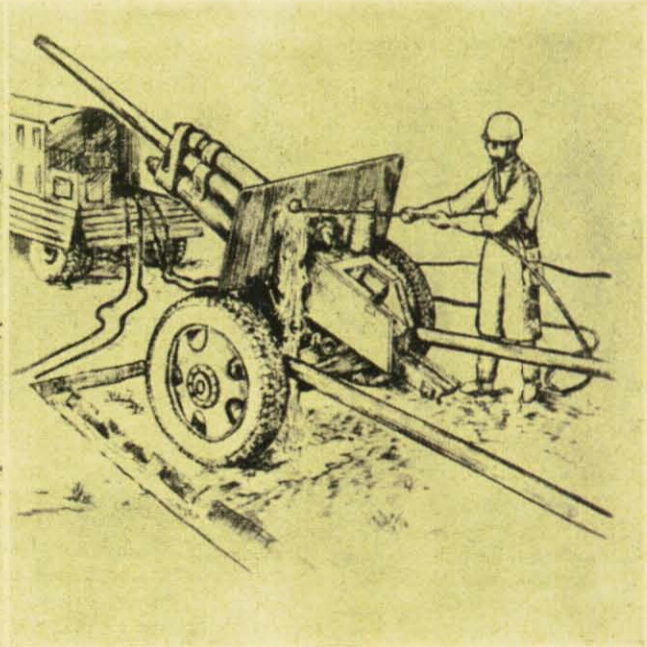
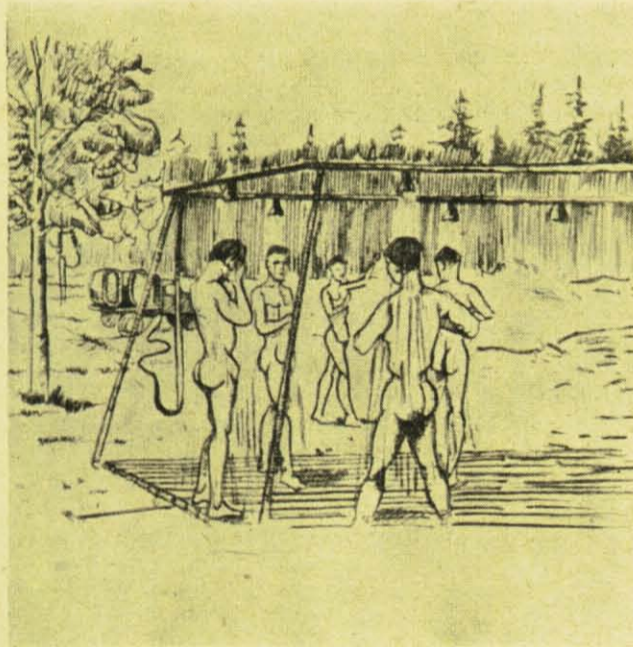


**Nach dem Atomschlag** muß der Angriff unter hohem Tempo und unter höchster Anspannung aller physischen und moralischen Kräfte des ganzen Personals geführt werden. Ein ungestümer Angriff und unablässige Verfolgung des Gegners bieten höchste Gewähr dafür, daß der Feind nicht die Möglichkeit haben wird, erneut Atomwaffen einzusetzen. Diese beiden Bilder veranschaulichen deutlich, wie ein Gegenangriff durch das verseuchte Gelände vorgetragen werden kann.

Wichtig ist das Abwaschen unbedeckter Körperteile mit unverseuchtem Wasser (links). Das rechte Bild zeigt eine der Arten der teilweisen Desaktivierung: Das Abwischen der Ausrüstung und der Uniformbekleidung mit Gras, Heu oder Blättern.



Die vollständige sanitäre Behandlung und die vollständige Desaktivierung erfolgen ausschließlich im unverseuchten Raum, und zwar in der Regel nach Erfüllung der Kampfaufgabe oder in einer Kampfpause. Links: Gründliches Waschen. Rechts: Vollständige Desaktivierung des Geschützes mit Hilfe der Kfz-Degasationsmaschine



### Wichtige Regeln für die Rote Armee

In allen Fällen dürfen die sanitäre und veterinäre Behandlung (Entfernung radioaktiver Stoffe von Haut und Schleimhäuten des Menschen bzw. Tieren) sowie die Desaktivierung (Staubentfernung bei Waffen, Proviant usw.) für die Ausführung der Kampfaufgabe nicht nachteilig werden. Die Truppengasmaske gibt sicheren Schutz gegen das Eindringen radioaktiver Stoffe in die Atmungsorgane. Die Schutzpelerine wird benutzt zum Schutz der Haut und der Uniform gegen die Wirkung „radioaktiver Stoffe“. Die Unterlege-Planen werden zum Schutz der Bekleidung beim Überwinden verseuchter Geländeabschnitte verwendet. Schutzstrümpfe... Schutzhandschuhe... Kittelhosen... Schutzanzüge... Sind vorschriftsmäßige individuelle Gasschutzmittel nicht vorhanden, so werden zum Schutz gegen „radioaktive Stoffe“ alle greifbar vorhandenen Mittel verwendet. Handtuch... Taschentuch... Watte... Stroh... Reisig... Sackleinen.

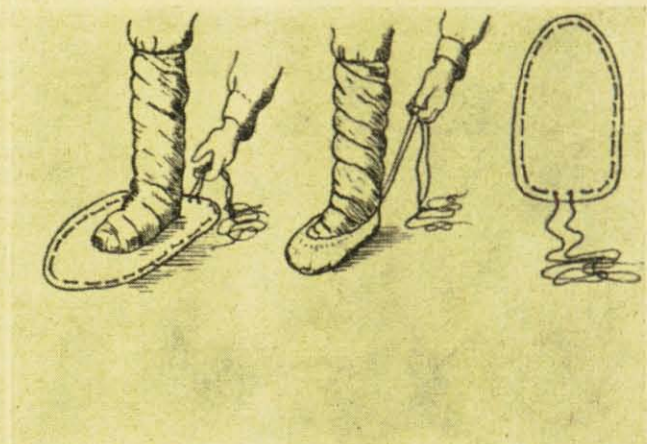
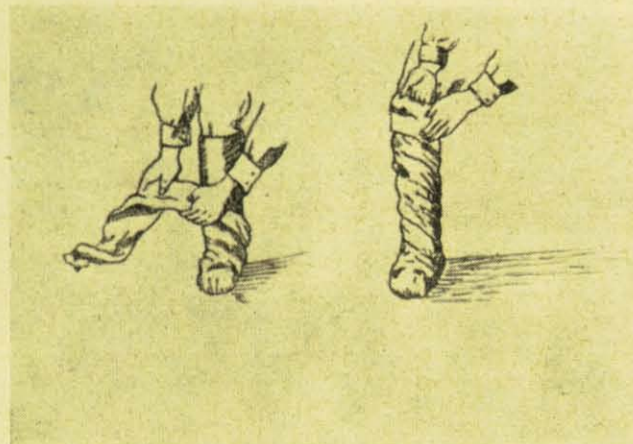
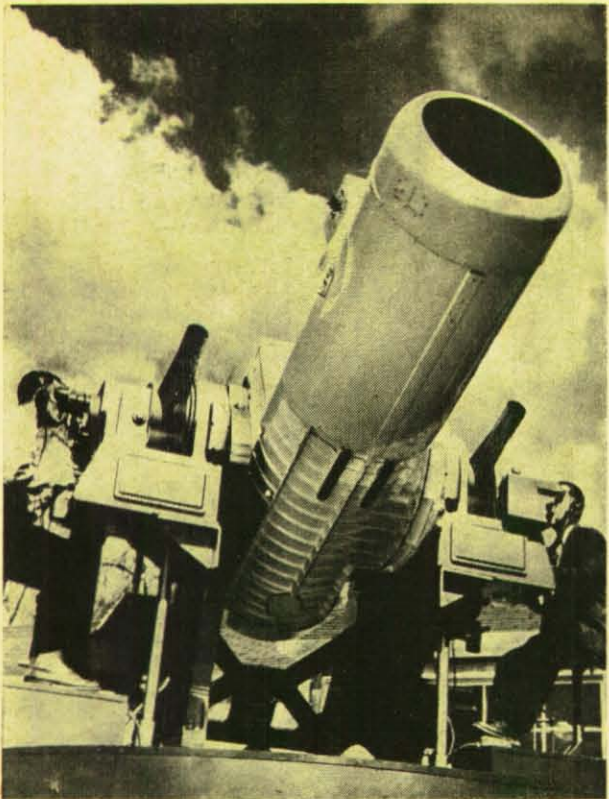


Bild links: Umwickeln des Beines mit einem Streifen der Schutzpelerine. Bild rechts: Zum Schutz des Schuhwerks werden Tschuni (eine Art Latschen) benutzt.

## Sowjet-Sergeanten lernen: Die Atomwaffe und ihre Auswirkung





**Riesige Fernkameras** werden die Reisen der ersten Raumschiffe im Bilde festhalten. Zumindest während der ersten Phasen. Auch vom Flug der Sputniks konnten dank der ROTI — so heißt die eigens für das Raketenprogramm der US-Wehrmacht konstruierte Superkamera — zahlreiche Aufnahmen gemacht werden.

STUFEN INS ALL III. Folge

# Unternehmen Hundehütte

**Künstliche Monde laufen nicht fort — Geschwindigkeit ist keine Hexerei — „Weltraumoptimist“ Eugen Sänger hat das Wort**

**A**

m Sonntag, den 3. November 1957, überraschen die Russen die Welt mit einer neuen astronautischen Sensation: Sie werfen einen zweiten „roten Mond“ an den Himmel.

Er ist achtmal so groß wie der „kleine Kollege Sputnik I.“, mehr als eine halbe Tonne schwer und umrundet die Erde. Durchschnittshöhe: 1500 km.

In die Geschichte der Weltraumfahrt wird dieser Start in den Raum wahrscheinlich eines Tages als Unternehmen „Hundehütte“ eingehen, denn: Außer Meß- und Funkgeräten ist in die Enge einer mit dem Lebensnotwendigsten ausgestatteten Druck- und Klimakammer ein „lebender Mechanismus“ eingebaut, eine kleine Hündin, deren „biologische Impulse“, Atmung, Herzschlag, Blutdruck usw., durch Funksignale erdwärts gestrahlt und kontrolliert werden. Sie heißt Laika.

Laika übersteht sechs Tage und Nächte im Weltraum. Dann kommt die Hündin ums Leben. Professor Porchewski vom Moskauer Institut für die vierpfötigen Raumpioniere bestätigt, gibt keine Einzelheiten bekannt. Er sagt lediglich: „Das Problem, einen Körper, wie den druckfesten Behälter mit Laika aus dem Satelliten heraus zu katapultieren und schließlich auf die Erde zurückzubringen, ist nach wie vor nicht gelöst.“

Wenn aber eines Tages dieses Problem gelöst sein sollte — und es ist sicher, daß man in West und Ost alles daransetzen wird, um es zu lösen —, ist dann der Weg in den Raum frei?

Laikas unfreiwillige Reise in den Raum hilft wenigstens einen Teil dieser Fragen zu beantworten:

Die kleine Hündin hat den Raketenstart und damit den „Gefahrenpunkt Nr. 1“ heil überlebt. Als man ihre „Hundehütte“ an den Himmel schleuderte, ist ihr Herz minutenlang „schwer gelöst“ gewesen. Aber auch unter der Riesenlast des „Andrucks“ hat es weitergeschlagen. Daraus folgt: Bei richtig dosierter Startgeschwindigkeit ist der erste Teil der Reise im Weltraum nicht lebensgefährlich. Das ist jetzt außer in ganz und gar irdischen

Testversuchen auch durch die Praxis bestätigt. \*

In dem Augenblick, da ein künstlicher Himmelskörper seine Höhe und jene Geschwindigkeit erreicht hat, in der die Fliehkraft die ihn auf die Erde hinabziehen möchte, werden die Triebwerke abgestellt. Der „Mond“ beginnt um die Erde zu kreisen, sozusagen aus „Trägheit“, weil er, einmal in den Raum hinausgejagt und auf seine Bahn gebracht, nur durch die „Arbeit“ einer „Brems“ oder einer stärkeren Beschleunigung aus dem Kurs gerückt werden könnte.

Die Mondbahn entwickelt sich aus einem Kompromiß von Vorwärtsjagen und Fallen. Fliehkraft und Schwerkraft sind — jede für sich — vorhanden und voll wirksam, heben aber dabei einander auf. Alles bleibt „in der Schweb“. Wasser zum Beispiel könnte nicht aus der Flasche fließen, eine Eisenkugel nicht zu Boden fallen.

Dieser „gewichtlose Zustand“ läßt sich „experientiellos herstellen“, wenn Raketenflugzeuge in einer weitgezogenen Parabel antriebslos ein Stück durch die Stratosphäre jagen.

Eine ganz bescheidene Andeutung dessen, was das für den nach der Schwerkraft ausgerichteten menschlichen Körper bedeuten kann, läßt sich auf Erden in schnell abwärtsfahrenden Fahrstühlen erleben. Der gestörte Gleichgewichtssinn antwortet mit Angstgefühlen, Übelkeit, Erbrechen, verminderter Reaktionsfähigkeit.

Laika hat fast eine Woche schwerelos zugebracht, ohne daß Kreislauf, Atmung, Puls davon beeindruckt waren, und auf dem diesjährigen astronautischen Kongreß in Barcelona gab Dr. Gerathewohl bekannt: „Es gibt, wenn es auf das Überwinden des schwerefreien Zustandes ankommt, von Natur aus raumfestes Menschen.“

Dr. Gerathewohl ist einer der prominenten Mitarbeiter von Prof. Strughold.

Wenn man seinem Bericht und den biologischen Impulsen der Weltraumhündin glaubt, scheinen die Tücken dieses Zustandes, zukünftige Raumfahrer als Gefahrenpunkt Nr. 2 nicht mehr ernsthaft in Frage zu kommen.

15% von 40 Freiwilligen, die sich in Randolph Field (Texas) auf Raumfestigkeit testen ließen, blieben während der ganzen Dauer der Experimente in ihren Reaktionen normal und voll einsatzfähig. Eine zweite Gruppe ließ sich durch Schwerden raumfest machen. Die Beschwerden wurden mit der Zeit geringer. Die anderen aber — du lieber Himmel! — einige sagten, es wäre ihnen noch nie so schlecht gewesen.

Doch wie steht es mit Gefahrenpunkt Nr. 3, der kosmischen Strahlung? Sie läßt sich nicht, wie die g-Werte beim Andruck, dosieren oder durch Training überwinden. Es gibt, soviel wie wir wissen, auch keine voll wirksame Deckung dagegen, wenn man sich einmal jenseits der Atmosphäre befindet.

Wäre Laika zurückgekommen, lebend oder tot, am besten natürlich lebend, hätte man von ihr vieles über die Wirkung der Strahlen erfahren können. Denn schließlich hatte sie ja länger als je ein anderes Wesen von Fleisch und Blut vor ihr im Weltraum gelebt.

Aber auch ohne dies werden sich eines Tages Abenteurer finden...

Halt! Abenteurer sind zu dem Abenteuer nicht zugelassen.

Wernher von Braun hat mit kühnem Vorriff auf die Zukunft schon seit Jahren über Raumfahrten berichtet, so als wären sie längst geschehen. Vor etwa fünf Jahren erschien im S. Fischer Verlag, Frankfurt, „Die Eroberung des Mondes“, und vor kurzem, ebenfalls bei Fischer, „Die Erforschung des Mars“. Von diesen Büchern sagt Prof. Haber, der Weltraumoptimist: „Es sind journalistische Ausarbeitungen, die zwar wissenschaftlich korrekt sind, aber nicht übermäßig ernst genommen werden sollten.“ Er meint damit, daß die beschriebenen Ereignisse eine technische Vollkommenheit der Weltraumausrüstung und der Antriebskräfte für Raumschiffe voraussetzen, die längst noch nicht erreicht ist. Aber an der Braunschen Schilderung der zukünftigen Weltraumpioniere hat selbst die strengste Kritik ausgesetzt:

„Raummenschen müssen gesund und für ihre Aufgabe körperlich und charakterlich geeignet sein. Wahrscheinlich sind sie schon hoch in den Zwanzigern, da sie Jahre gebraucht haben, um das erforderliche umfangreiche Wis-

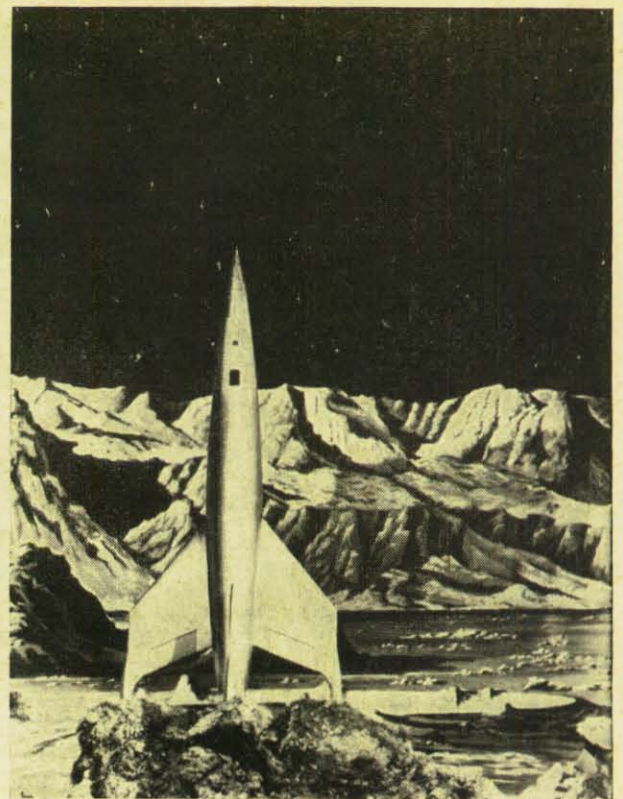
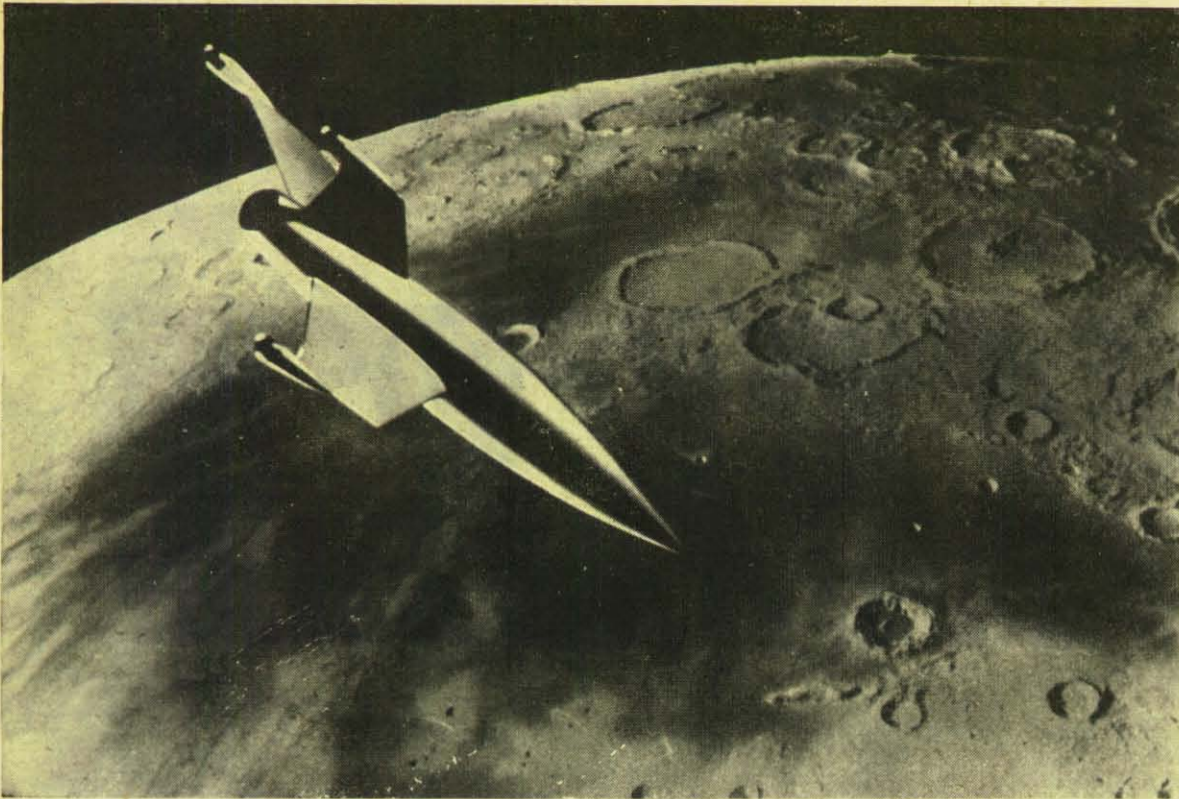
sen zu erwerben. Es wird sich um Männer handeln, die ruhig, gebildet und überaus gewissenhaft sind, eine hervorragende Lern- und Anpassungsfähigkeit besitzen. Verwegene Typen, die sich für Übermenschen halten, werden von der Teilnehmerliste gestrichen.“ \*

Wenn man vom Menschen, dieser anspruchsvollen „Fehlkonstruktion“, absieht, ist Raumfahrt nach dem Physiker Eugen Sänger, der seit 1954 am Aufbau des Forschungsinstitutes für Physik der Strahlentriebe in Stuttgart arbeitet, in erster Linie eine Angelegenheit der Fluggeschwindigkeit. Er glaubt, daß etwa 1970 die Raumfahrt ernstlich beginnen wird. Seine Wahrscheinlichkeitsrechnung sieht so aus:

Jedes wesentliche neue Gerät der Luftfahrt oder der Raumfahrt braucht erfahrungsgemäß fünf bis zehn Jahre, bis es wirklich gebrauchsfähig, gebrauchssicher und für die Serienanfertigung geeignet ist. Die echte Raumfahrt kreuz und quer durch das Sonnensystem und darüber hinaus wird einmal die bevorzugte Domäne der sehr schnellen und leistungsstarken Atomraketen sein. Die sind vorläufig bestenfalls auf den Reißbrettern der Konstrukteure vorhanden. Sie müssen den langen und von der Erfahrung vorgeschriebenen Weg über Entwicklung, Fertigung, Erprobung und Inbetriebnahme durchlaufen. Das dauert seine Zeit.

Dabei stehen im Forschungsstadium gegenwärtig zwei Systeme im Wettbewerb: die sogenannten thermischen Atomraketen, die denselben thermischen Raketenprozess wie die chemischen Raketen benutzen, jedoch ihre Arbeitsgase nicht durch chemische Reaktionen, sondern durch Kernenergie aufheizen, und die sogenannten Ionenraketen. Sie beschleunigen ihre elektrisch geladenen Strahlmassen durch elektrische Felder, vermeiden dadurch hohe Gastemperaturen und verbrauchen lächerlich wenig Treibstoff. Sänger spricht von zehn Gramm je Sekundentonne. Während nun diese Systeme (die thermische Atomrakete könnte es auf 100 000, die elektrische Ionenrakete auf 500 000 km/h bringen) langsam zu handfester Entwicklung werden, sind ihre kleinen Geschwister, chemische Feststoffraketen, die bis auf





**Es dauert nicht mehr lange** und die ersten Raumschiffe werden den Mond ansteuern. Jedenfalls behaupten das zahlreiche Wissenschaftler. Die Sowjets kündigten nach den geglückten Starts ihrer Sputniks schon für die allernächste Zukunft Reisen zu unserem kühlen „Raumnachbarn“ an, und „Weltraumjuristen“ redeten sich erst kürzlich die Köpfe heiß über völker- und territorialrechtliche Fragen künftiger Weltraumeroberungen. Ob es dabei allerdings so zugehen wird wie auf diesen Bildern aus einem utopischen Film? Die Zukunft wird es zeigen.

**Endstation Mond!** Das erste Raumschiff ist gelandet. Was nun? Der Besatzung bietet sich ein Anblick von bizarrer, fast schauerlicher Großartigkeit: Kahle, düstere Wände aus Lava, aus Bimsstein. Drei-, vier-, ja oft achttausend Meter hoch ragen die Ringgebirge, die Wälle der bekannten Mondkrater.

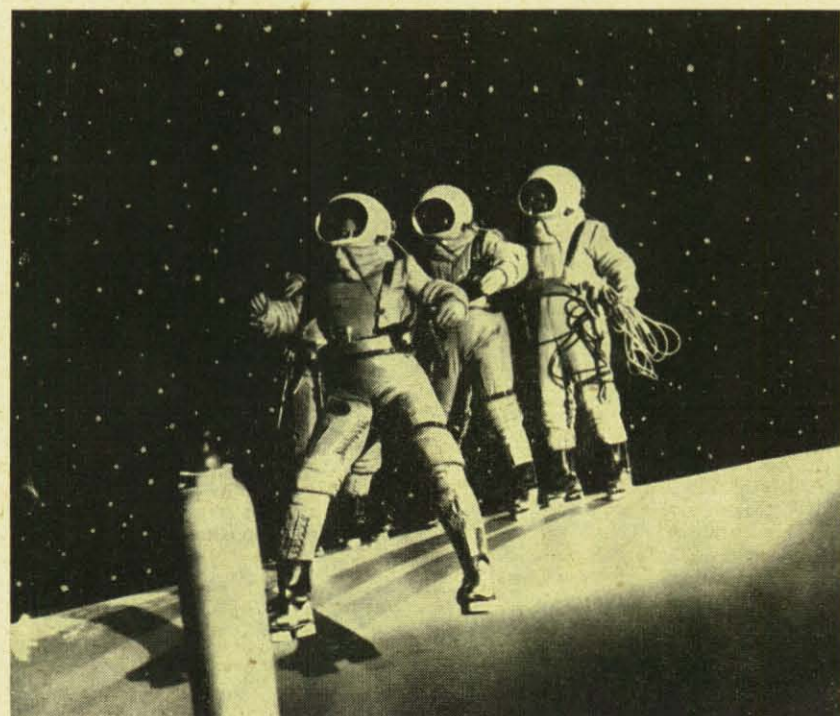
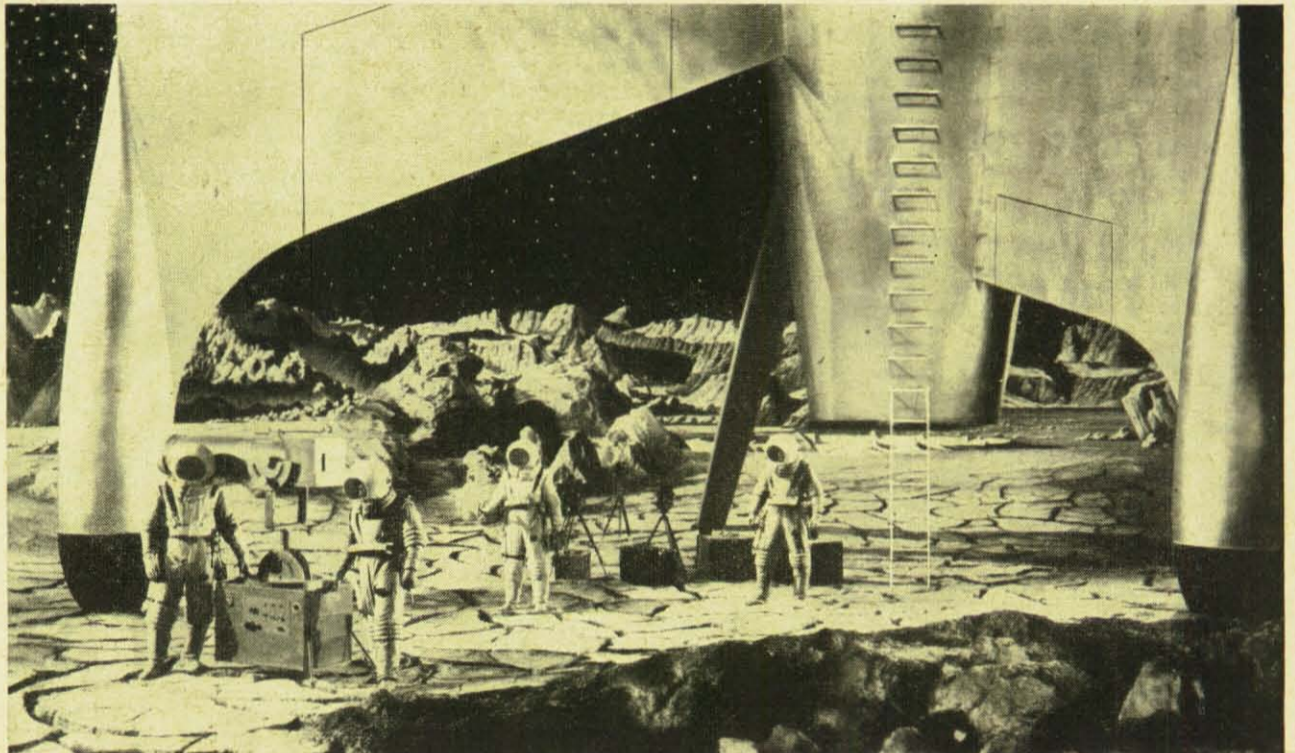
28000 km/h klettern können, und die chemischen Flüssigkeitsraketen mit 50 000 km/h, schon bei der praktischen Erprobung angelangt. Laikas Hundehütte wäre nämlich niemals als Mond am Himmel hängengeblieben, wenn man ihr nicht die nötige Umlaufgeschwindigkeit hätte mitgeben können. Sie liegt unter 40000 km/h, denn in dem Tempo würde jeder Körper in den Raum entweichen, und über 25000 km/h, dem kritischen Punkt, bei dem die Erdanziehung größer wird als die Kraft der Vorwärtsbewegung.

Sollte einmal der Zukunftstraum aller Raketenkonstruktoren, die Photonenrakete, fertig sein, die mit unbegrenzten Geschwindigkeiten sich durch das All bewegen könnte, dann stünde dem Aufbruch zu weit entlegenen Spiralnebeln, der sogenannten intergalaktischen Raumfahrt, auch nichts mehr entgegen.

Einstein hat errechnet, daß bei einem solchen Unternehmen die Zeit, die im irdischen Ablauf wie eine unveränderliche Größe dasteht, zu schrumpfen begänne. Wie heißt es, wenn man von der Ewigkeit spricht? „Und tausend Jahre sind hier wie ein Tag!“ So stark ist die „Schrumpfung“ allerdings nicht. Aber ein Fahrzeug, das mit einer Geschwindigkeit, die der des Lichtes nahekommt, eine Außenstation unserer Erde verlassen würde, könnte einen Lichtpunkt, der „eigentlich“ 1000 Lichtjahre vom Startplatz entfernt ist, in elf normalen Menschenjahren erreichen. Nicht einen Augenblick würden die Herzen und die Uhren der Raumschiffbesatzung dabei aus dem „erdgewohnten“ Takt kommen. Trotzdem wären — der Vorgang ist schwer zu begreifen — auf dem Zielstern und auf der Erde etwas über 1000 Jahre vergangen.

Für Raumpioniere der Zukunft ist es vielleicht nicht wichtig, wie diese Zeitverkürzung zustande kommt und nach welcher Formel sie berechnet wird. Aber das Endergebnis sagt ihnen, daß — die richtige Geschwindigkeit vorausgesetzt — „es grundsätzlich möglich sein wird, innerhalb der begrenzten natürlichen Lebensdauer eines Einzelmenschen jede beliebige astronomische Distanz im Kosmos zurückzulegen“ (Eugen Sänger).

So optimistisch sind die Weltraumoptimisten!  
(Fortsetzung folgt)



▲ **Wohlverpackt in Schutzanzüge**, verlassen die Männer ihr Schiff. Fast verloren nehmen sie sich aus neben dem Riesenheck des Fahrzeuges. Aber unverdrossen werden die Instrumente „an Land“ geschafft. Man fährt nicht zum Vergnügen auf den Mond.

◀ **Spaziergang im Weltall gefällig?** Nichts einfacher als das — wenigstens im Film. Da ist's „draußen“, auf dem Rücken des Raumschiffes, beinahe gemütlich. Von der Geschwindigkeit der Fahrt spürt man nichts. Schwerelosigkeit wird durch Bleiplatten an den Füßen wettgemacht.

**Im nächsten Heft:**  
Sonnensystem kein Siedlungsgelände • Leben im Raum • Mit der Wohnwalze unterwegs • Das Mondauto ist schon fertig



## 5. Fortsetzung

Wieso... auch Sie glauben das gleiche wie wir?"

„Ich habe den Koran in Europa gelesen, und ich glaube, daß Mohammed sogar ein großer Prophet war.“

Unser Auto fährt weiter, langsam und ziellos durch die Wüste.

„Als meine Schwester von Ihnen sprach, habe ich oft gedacht, daß Gott Sie vielleicht erleuchtet und zum wahren Glauben führen würde, wenn Sie Mekka sehen könnten. Und jetzt, da ich mit Ihnen selbst gesprochen habe, bin ich sogar davon überzeugt.“

Wie oft hat beim Hoffnungs-schimmer, die heilige Stadt sehen zu dürfen, mein Herz gebebt, aber jetzt ist alles in mir Ruhe und Stille.

„Gut“, sagt der Mann endlich, „wenn Sie wirklich bereit sind, Ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um die heilige Stadt zu besuchen, so werde ich Sie hinführen; aber es muß auch für Sie eine Pilgerfahrt sein.“

Ich versuche, in mich selbst tief zu blicken, ich darf diesem Manne, der seine Zukunft und sein Leben riskiert, um eine Fremde zu seinem Glauben zu bekehren, nur die Wahrheit sagen. Vielleicht haben Sensationslust und Freude an dem großen Abenteuer bis gestern, bis vor einer Stunde, in mir noch eine Rolle gespielt, doch jetzt, ich weiß selbst nicht, warum, ist es anders geworden; ich darf ihm ehrlich antworten:

„Ich möchte Mekka sehen, weil es die Stadt Mohammeds, des Korans und der Kaaba ist und weil alle heiligen Stätten für mich immer eine besondere Anziehungskraft hatten.“

„Gut“, sagt er nach einem Augenblick der Überlegung, „treffen Sie ihre Vorbereitungen für diese Reise so, als wären Sie ein Pilger und ein Moslem; in drei Stunden werde ich Sie bei der Taxihaltestelle am Kai erwarten.“

Ich sitze jetzt auf meiner Harems-terrasse und schreibe Abschiedsbriefe, wie vor einer schweren Operation. Dann gehe ich zu Schwester Mary und bitte sie, falls ich am Morgen des nächsten Tages nicht im Hotel zurück sein sollte, die Briefe abzusenden und mit dem italienischen Minister zu sprechen, der vielleicht, da ich gebürtige Italienerin bin, für mich intervenieren kann.

Aber Schwester Mary unterbricht mich, mit tödlicher Blässe im Gesicht: „Es ist vielleicht das erstemal in meinem Leben, daß ich jemandem meine Hilfe verweigern muß... aber ich kann... ich will mit Mekka nichts zu tun haben. Verzeihen Sie mir und sind Sie mir nicht böse...“

Sie gibt mir meine Briefe zurück, und auf dem Wege ins Hotel zerreiße ich sie in ganz kleine Stücke; ich kenne sonst niemanden in Dschidda, dem ich sie anvertrauen könnte.

Und jetzt muß ich mich für die Reise genauso wie eine Moslimfrau vorbereiten, ich habe es versprochen: ich wasche mich vom Kopf bis zu den Füßen, den Kopf leider ohne Shampon, aber ich fahre schließlich nicht zu einer Schönheitskonkurrenz: das Kleid, das ich dann wähle, hat lange Ärmel und ist hochgeschlossen.

Jetzt muß ich noch einen wichtigen Telefonanruf erledigen, eine Einladung für den Abend absagen.

„Wieso? Warum?“ antwortet verwundert der Mann meiner Freundin; dann spricht er lachend weiter, er ist ein rundlicher, jovialer Mann, doch mit schmalen Lippen und schrägen, listigen Augen.

„Wetten wir, daß Sie wieder versuchen wollen, nach Mekka zu kommen?“

Ich bemühe mich, zu lachen, aber es will mir nicht gelingen, und plötzlich spüre ich, fast körperlich, wie eisig und feindselig sein Schweigen ist.

„Well, so long, Miss d'Arle“, sagt er endlich mit kalter Stimme und hängt sofort ab, ohne meine Antwort abzuwarten.

Es weht noch wie ein kalter Hauch um mich, als ich das Auto besteige, das mich zwei Stunden später endlich nach Mekka bringen wird.

# Ich war in MEKKA

**Marcella d'Arle, die den nachfolgenden, interessanten Bericht für uns geschrieben hat, will von der Hafenstadt Dschidda aus nach Mekka vordringen. Mit der Melaia, dem schwarzen Umschlagtuch der Ägypterinnen, bekleidet, macht sie sich auf den Weg. Zweimal muß sie umkehren, weil sie als Christin erkannt wird. Durch den betrunkenen Besitzer eines Privatautos gerät sie in höchste Gefahr, findet aber in einem Harem Schutz und Betreuung. Der Polizeipräsident von Dschidda, der von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt worden ist, will sie des Landes verweisen. Ihr wertvolles Diplomatenvisum bewahrt sie jedoch davor. König Saud gewährt ihr sogar eine Audienz. Aber nach Mekka kommt sie nicht. Da geschieht ein Wunder.**

„Seit Erschaffung der Welt ist dieses Land um Mekka heiliger Boden, seit Urzeiten, als Adam am nahen Berg Ararat Eva wiedersah. Der heilige Brunnen Zam Zam im Beit Allah, im Hause Gottes, wie der Haram um die Kaaba auch genannt wird, entsprang den spielenden Händen des kleinen Ismael, des Sohnes des Abraham und der Hagar. Dieses Wasser heilt, wie der Koran verspricht, jede Krankheit. König Abd ul Aziz (Ibn Saud) glaubte daran und ließ, seit er gelähmt war, mit einem eigenen Zweittonnenfaß das heilende Wasser holen, das er dann nicht nur zum Trinken, sondern auch für alle Waschungen verwendete.“

Aus jedem Wort meines Begleiters spricht tiefe und einfache Gläubigkeit. Ich darf diesen Mann nicht genau beschreiben, ich muß sogar, wenn ich von ihm spreche, manches ändern, denn er lebt noch in Saudiarabien und darf durch meinen Bericht nicht in Gefahr kommen. Ich werde diesen Mann Hussein nennen, es ist aber nicht sein richtiger Name.

„Der erste Tempel Gottes ist der Haram in Mekka, heilig und in wahren Licht leuchtend“, so heißt es im Koran; in Urzeiten war die Kaaba weiß, aber sie hat die Sünden aller Menschen, die sie küßten, auf sich genommen und wurde schwarz; ein kleiner 30 Zentimeter hoher und 17 Zentimeter breiter Stein, der auf Befehl Mohammeds hinter dem Schild Davids steht.

„Ich dachte immer, die Kaaba sei sehr groß.“

„Groß ist nur das goldbestickte Tuch, das die Kaaba umgibt, der Tohb, der in Ägypten jedes Jahr neu gewebt und gestickt wird. Einige Dutzend ausgewählte Arbeiter sind mit der Herstellung des heiligen Tuches das ganze Jahr beschäftigt. Der fertige Tohb wird dann in heiliger Prozession von Ägypten nach Mekka getragen; am Tage vor dem Aid el Kebir wird das riesige, würfelförmige Gerüst, welches über der Kaaba errichtet ist, mit dem neuen Tohb überdeckt; der alte, in tausend Stücke zerschnitten, wird an die Pilger verteilt.“

„Ein Pilger darf sich nur dann Hadschi nennen, wenn er in den heiligen drei Tagen des Aid el Kebir an den vorgeschriebenen religiösen Zeremonien in Mekka teilnimmt. Der Aid el Kebir (das große Schaf) soll an das Opfer Abrahams erinnern, der seinen Sohn auf Gottes Befehl schon töten wollte. Gott aber begnügte sich damit dem Opfer eines Schafes.“

„Nur die Kranken dürfen sich mit Almosen und guten Werken von der Pilgerfahrt freikaufen, die besonders

im Sommer eine schwere körperliche Anstrengung bedeutet. Im Jahre 1951 sind 6000 Pilger an Hitzschlag und Erschöpfung gestorben. Da unser Kalender nur Mondmonate kennt, ist unser Jahr um elf Tage und sechs Stunden kürzer als das christliche. Der heilige Aid el Kebir kann also in alle Jahreszeiten fallen. Ich will nicht lang und breit alle Pilgerstationen beschreiben.“

Die heilige Zone ist nahe, der Wagen muß jetzt langsamer an den Polizisten vorbeifahren, die die Straße bewachen. Nur wenn sie uns das Zeichen zum Weiterfahren geben, können wir unsere Fahrt fortsetzen. Immer dichter und undurchdringlicher wird das Netz um Mekka. Dann gleiten wir langsam an einer großen Holztafel vorbei, auf der mahndend steht:

„Stop, Prohibited For No Moslems.“

„300 Meter von hier, in El Alamein, beginnt die heilige Zone, und etwas weiter, in Um el Dud, ist die Kontrolle“, sagt Hussein.

„Haben Sie Angst?“

„Nein.“

„Inshallah?“

„Inshallah!“

Plötzlich aber wird er sehr blaß:

„Es muß irgend etwas nicht in Ordnung sein, sonst sieht man in Um el Dud immer nur zwei oder drei Polizisten, und heute sind es ein Dutzend. Wir sind aber schon in der heiligen Zone und können nicht mehr zurück, sie würden uns mit ihrem Wagen einholen. Wir müssen also weiterfahren. Beten Sie zu Gott, daß alles gut ausgehen wird. Beten Sie: La Illah ila Allah, Mohammedum Rasul Allah, bitte nur diese Worte, kein christliches Gebet; und atmen Sie ruhig. Sitzen Sie auch so, daß man Ihre Schuhe nicht sieht.“

Mein Gott, ja, meine amerikanischen Schuhe mit Gummisohlen!

„Wenn man Sie etwas fragen sollte, deuten Sie nur auf mich. Viele Frauen hier sind zu schüchtern, um mit fremden Männern zu reden. Aber zeigen Sie ja nicht Ihre Hände. So, jetzt müssen wir halten, sind Sie still.“

Vier Polizisten mit einem Offizier umringen unseren Wagen; Hussein antwortet ruhig und sicher auf ihre Fragen und scheint auch den Offizier zu kennen. Die vier Soldaten aber haben scharfe und mißtrauische Augen. Ich habe so gut wie möglich meine sommersprossigen Hände, die mich schon so oft verraten haben, versteckt und bete leise vor mich hin, wie ich es versprochen habe: La Illah ila ...

Doch es scheint, als hätten diese Männer um Mekka einen geheimen sechsten Sinn, der sie den Christen wittern läßt. Ich muß nach Bahra zurück, in die

freie Zone, wo weibliche Polizisten mich prüfen und untersuchen werden, so viel entnehme ich ihren Worten. Der Offizier aber ist unschlüssig. Zum erstenmal gleiten seine Augen über mich, und er spricht zu mir einige Worte, die ich nicht verstehe. Dann sagt Hussein etwas, einen Witz vermutlich, denn plötzlich lachen alle, auch die Soldaten. Und lachend gibt uns der Offizier das Zeichen zum Weiterfahren.

„Jemand hat gegen Sie eine Anzeige gemacht“, sagt Hussein etwas später, „so glaube ich wenigstens, denn sie suchen eine sehr große Frau. Gott sei Dank sehen Sie sehr klein aus, wenn Sie sitzen, und darüber haben die Männer so gelacht.“

„So, das werde ich meiner Mutter erzählen, die immer mit mir schimpft, weil ich bucklig sitze.“

„Aber auf keinen Fall dürfen wir jetzt zurück, wir müssen weiter, ob wir wollen oder nicht. Sind Sie jetzt still, ein Polizeiwagen kommt, ja es gilt uns, wir müssen halten.“

Wieder höre ich die harten Kehllaute in der fremden Sprache, die mein Schicksal entscheiden. Die zwei Amerikaner, die in der heiligen Zone verhaftet wurden, sitzen seit vielen Monaten im Gefängnis...! Wieder kann Hussein die richtigen Antworten im richtigen Ton geben, aber als wir wieder allein sind, sagt er bitter und müde:

„Ich hatte nicht gedacht, daß ich so viel lügen müßte, ich hoffe, es war das letztenmal.“

Aber eine Anzeige ist erstattet worden, und die Polizisten, die Mekka beschützen müssen, sind gewarnt vor einer Christin, die in die heilige Stadt eindringen will. Und immer wieder muß Hussein anhalten, sprechen und lügen.

Und wir können nicht zurück, wir können auch nicht die Asphaltstraße verlassen und in die Wüste einbiegen, man würde uns sofort sehen und verhaften.

Wir müssen weiter, immer weiter...

Die Landschaft um uns hat sich geändert; kleine, aber sehr grüne und sehr lebendige Bäume bekleiden auf beiden Seiten das leuchtende Band der Asphaltstraße, und sanfte Hügel wachsen überall aus der Wüste: nicht mehr Sand, Erde, aus der es grün sproßt.

Kein Haus ist noch zu sehen, kein Minarett, doch die Luft ist schon anders geworden, lebendiger, und kündigt die nahende Stadt.

„Von nun an gibt es keine Schildwachen mehr und keine Kontrolle, wir haben die gefährliche Zone überstanden“, aber Husseins Stimme klingt bitter und gequält — „In der Stadt selbst wird uns bestimmt kein Polizist mehr



ausfragen und aufhalten, die Gefahr ist also vorbei."

Unser Wagen ist immer langsamer gefahren, jetzt stoppt er am Rande der Straße, und Hussein dreht sich mir zu und betrachtet mich eine Weile schweigend:

„Natürlich sind Sie nicht richtig angezogen, und in Dschidda würde jeder Verdacht schöpfen, aber in Mekka hört das Mißtrauen auf, das Fangnetz um die Stadt gilt als undurchdringlich. Sie dürfen aber jetzt nicht mehr an meiner Seite sitzen, sondern rückwärts, allein, wie es hier Sitte ist."

Ich steige aus dem Wagen, und erst jetzt sehe ich den großen, weißen Torbogen vor mir.

„Ja", sagt Hussein leise, „dieses ist Mekka, nur wenige Schritte trennen uns vom Bab el Dschidda, dem Tor der heiligen Stadt."

Wir sind jetzt ganz allein, keine Wache, kein Beduine, und das Schweigen ist hoch und feierlich wie in der tiefen Wüste.

Ich setze mich rückwärts in den Wagen und blicke still auf Husseins Hände, die fieberhaft das Steuer umkrampfen.

„Wir könnten jetzt zurück nach Dschidda fahren, ohne daß es jemandem auffällt, ohne daß es für uns gefährlich ist. Man sagt bei uns, daß noch keine Christin seit dreizehnhundert Jahren, seit Mohammeds Flucht, Mekka gesehen hat; und es dürfte schon stimmen, denn welche Frau, falls sie in die heilige Stadt eingedrungen wäre, hätte der Versuchung widerstanden, ihr Abenteuer später, in Europa, zu erzählen?"

„Ich frage mich jetzt", fügt er nach einer Weile hinzu, „ob das, was wir jetzt tun wollen, auch richtig ist, ob es nicht Frevel, Verbrechen gegen Gott ist, denn Sie gehören nicht zu uns, Sie besitzen nicht den wahren Glauben, Sie sind eine Nasranija..."

Ich schweige und blicke auf das weiße Tor, so nahe und doch immer noch so weit entfernt, noch immer unerreichbar, vielleicht. Auf der rechten Seite sehe ich ein großes, rotes Schild und lese automatisch die arabische Aufschrift:

„Kuka Kula", also bis hierher bist du eingedrungen, Coca-Cola!

Hinter Bab el Dschidda sehe ich noch keine Häuser, nur die Fortsetzung dieser breiten, leuchtenden Straße, die mich bis hierher gebracht hat. Jenseits des Tores hören aber die kleinen Bäume auf, die uns seit dem Beginn der heiligen Zone begleitet haben, und werden sozusagen von hohen Straßenleuchtern ersetzt, deren große, runde Birnen schon jetzt brennen.

Sind diese Lichter, ist dieses weiße Tor mit seiner roten Coca-Cola-Reklame alles, was ich von Mekka sehen werde?

Ich weiß es nicht; ich schweige und warte, ich habe es im Orient gelernt, früher konnte ich es nicht.

„Wir Wahabiten wissen", spricht endlich Hussein weiter, „daß niemand auf Erden, außer uns, den wahren Glauben kennt; wir sind nicht so tolerant, nicht so passiv wie die anderen Muslims; wir wollen Seelen gewinnen, Menschen zum wahren Licht führen; es ist unsere Pflicht, denn jeder, der unseren Glauben ablehnt, wird ewig verdammt. Wenn ich nur wüßte, wie Mekka auf Sie wirken wird, ob Sie hier den wahren Glauben finden werden. Schon so viele Europäer sind Muslims geworden, ich wäre so froh, wenn Sie durch mich zum wahren Gott finden würden."

„Aber es ist vielleicht nicht möglich, Sie sind vielleicht anders, als ich Sie sehe... dann ist es doch besser, wenn wir jetzt zurück nach Dschidda fahren."

Wieder, wie vor einigen Stunden in Dschidda, überkommt mich ein eigenartiges Gefühl der Leere, der Stille: ich habe keine Wünsche, ich bin bereit, ohne Bedauern, ohne Auflehnung, den Weg zurück anzutreten, ohne die heilige, die vielgeträumte, die vielumkämpfte Stadt zu sehen.

Ich will nicht mehr um Mekka kämpfen, auch in Gedanken nicht; in diesen langen Orientmonaten habe ich die tiefe Bedeutung des Wortes Islam verstanden; es ist die If'al-Form von Salama und drückt Gottergebenheit unter möglicher Ausschaltung des eigenen Willens aus.

Wie durch ein Wunder ist jetzt dieses Wort in mir lebendig geworden.

Die Araber sagen: „Später werde wie ein leeres Gefäß, ohne Wünsche mehr, womöglich ohne Gedanken, und Allah wird dich mit seiner Gnade füllen."

Es ist uralte Weisheit, die auf der Bibel fußt, wie auch das Wort Islam nicht viel anderes ausdrückt als unser „Dein Wille geschehe"; aber in diesen Wüsten Asiens lebt noch diese Weisheit, die hier geboren wurde, ist noch ein Teil des täglichen Lebens.

Und es ist leichter, hier als in Europa ihre Stimme zu hören.

So schweige ich und warte, und mein eigener Wille schläft.

Und es scheint, als horche Hussein lange Zeit in dieses Schweigen hinein, dann sagt er endlich:

„Ich habe versprochen, Sie nach Mekka zu führen und werde es auch halten. Nur eines müssen Sie mir selbst versprechen, daß Sie von nun an oft und immer wieder den Koran lesen werden."

„Ich schwöre es Ihnen."

„Gut, dann gehen wir, und Gott sei mit uns; ich möchte Ihnen aber noch einmal sagen, daß jetzt die Gefahr vorbei ist."

„Ich weiß es. El Hamdu lillah!"

Wir sollen uns beide irren: denn jetzt, in Mekka, wird auf ihn das Verderben und auf mich der Tod lauern; ja, der Tod wird manchmal so nahe an mich herantreten, daß ich seinen Hauch verspüren werde.

Wir wissen aber nichts davon, und Hussein fragt mich wieder mit ruhiger Stimme:

„Also, wollen wir gehen?"

„Ja, insch Allah!"

Und unser Auto durchfährt den weißen Bogen, Bab el Dschidda, das Stadttor von Mekka.

#### VIII.

„Mekka! Al Makki, al Makki, al Makki!"

So scheinen die Räder unseres Wagens zu singen und die Luft um mich und das Blut in meinen Adern.

„Al Makki! Al Makki!"

Es ist wie ein Traum, und doch war ich noch nie so wach und lebendig wie in diesem Augenblick.

„Est ce que vous êtes folle?"

Ich bedecke wieder rasch das Gesicht, Natürlich hat Hussein recht, es ist Wahnsinn, hier den Schleier zu lüften und mein europäisches Gesicht, meine blauen Augen zu zeigen; doch seine Stimme war so hart, so feindselig,

daß ich fast Angst vor ihm hätte, wenn er nicht der einzige Freund wäre, den ich in Mekka habe.

Doch in der Tiefe meiner Seele weiß ich, daß er nicht nur mein Freund sein kann, daß ein Teil seines Wesens in mir die Christin, die Feindin sieht, ja, vielleicht sogar die... Hündin!

„Jalla, Kaleb!" „Geh weg, Hündin!"

Als ich vor einigen Tagen — müde von einer langen Fußwanderung in der Sonne — in einem Café der Altstadt Gidda Platz nehmen wollte, jagte mich der Wirt mit diesen Worten davon. Und obwohl die Gäste sofort für mich eingetreten waren — ich sei die „Sahafia nemsauia", die österreichische Schriftstellerin — und obwohl der Wirt selbst später so freundlich und gastlich wurde, daß er absolut mein Geld zurückweisen wollte, so klingen seine ersten Worte noch immer in meinen Ohren:

„Jalla, Kaleb!"

Diese Menschen um Mekka sind seit Jahrtausenden in Religionsfragen härter, verbissener, unduldsamer als die anderen Muslims; nur aus diesem Grunde war es ihnen auch möglich, die Stadt vor den Christen zu schützen.

„Ich werde langsamer fahren, damit Sie alles sehen können, aber bitte, lüften Sie nie mehr den Schleier!" Husseins Stimme ist wieder höflich und freundlich, er ist wieder der vornehme Araber, der in jeder Frau das Haram, das Heiligtum sieht. Doch ich kann leicht sehen, wie der Kampf der zwei Seelen in seiner Brust ihn zermüht, ihn ermüdet: er sieht fahl und verfallen aus und hat unetete, fiebrige Augen.

„Ich werde Sie hie und da auf die verschiedenen Gebäude aufmerksam machen; dieser kleine hellrosa, europäische Palast zum Beispiel ist das Außenministerium."

Ob Prinz Faisal, Saudiarabiens Kronprinz und Außenminister, jetzt in Mekka ist...? Er hat mir nämlich die Idee zu dieser Reise gegeben, obwohl er es vermutlich nie wissen wird, Ich war noch ein halber Backfisch als ich ihn in Istanbul kennenlernte, und er sagte mir damals, in echt arabischer Gastfreundschaft, ich könne sein Land besuchen; sein Vater, König Abd Ul Aziz Ibn Saud, würde sich bestimmt freuen, mich als seinen Gast zu betrachten.

Um diese bestimmt nicht sehr ernst gemeinte Einladung hatte ich endlose Backfischträume gewebt; ich hatte auch alle möglichen Bücher über Saudiarabien gelesen, bis die Sehnsucht, Mek-

ka zu sehen, in mir wach wurde und wie eine Lawine anschwellte. Endlich war es soweit, daß ich sogar anfang, Arabisch zu lernen, die schwerste Sprache der Welt.

„Bitte, ist Prinz Faisal in Mekka?" „Nein, aber sprechen Sie um Gottes willen nicht so laut! Die Luft hier trägt weit, noch weiter als in der Wüste."

Ja, die Luft hier ist anders als überall in der Welt, diese Luft von Mekka, um die zu atmen jedes Jahr die Menschen aus den entferntesten Ländern hierherströmen, aus Pakistan und aus Maghreb, aus dem Kaukasus wie aus der Sierra von Cordoba in Argentinien.

Es ist eine anregende, ungeheuer lebendige Luft, die wie konzentrierter Champagner wirkt.

„Wenn du in die Wüste kommst und früher hie und da eine gute Tat getan hast, so wirst du hier leicht zu einem Heiligen", sagen die Beduinen aus der tiefen Sahara, „wenn du aber früher hie und da gerne ein Glas Wein getrunken hast, so wirst du hier leicht zu einem Trinker. Die Luft hier ver Hundertfacht alle Kräfte, die in dir sind, die guten wie die bösen, sie ist wie der Haschisch, der dir göttliche oder tierische Träume herzaubert, je nach dem Grund deiner Seele."

Ich glaube, auch Mekkas Luft ver Hundertfacht alle Kräfte, die in der Tiefe schlummern, nicht nur die lichten, auch die dunklen.

Es ist dies nur ein dunkles Ahnen, ich kenne ja die Stadt noch gar nicht, obwohl unser Wagen unermüdlich von Straße zu Straße, von Platz zu Platz wandert. Nur sehr langsam bekommt sie für mich einen Charakter, ein Gesicht, und ich fange an, sie zu begreifen.

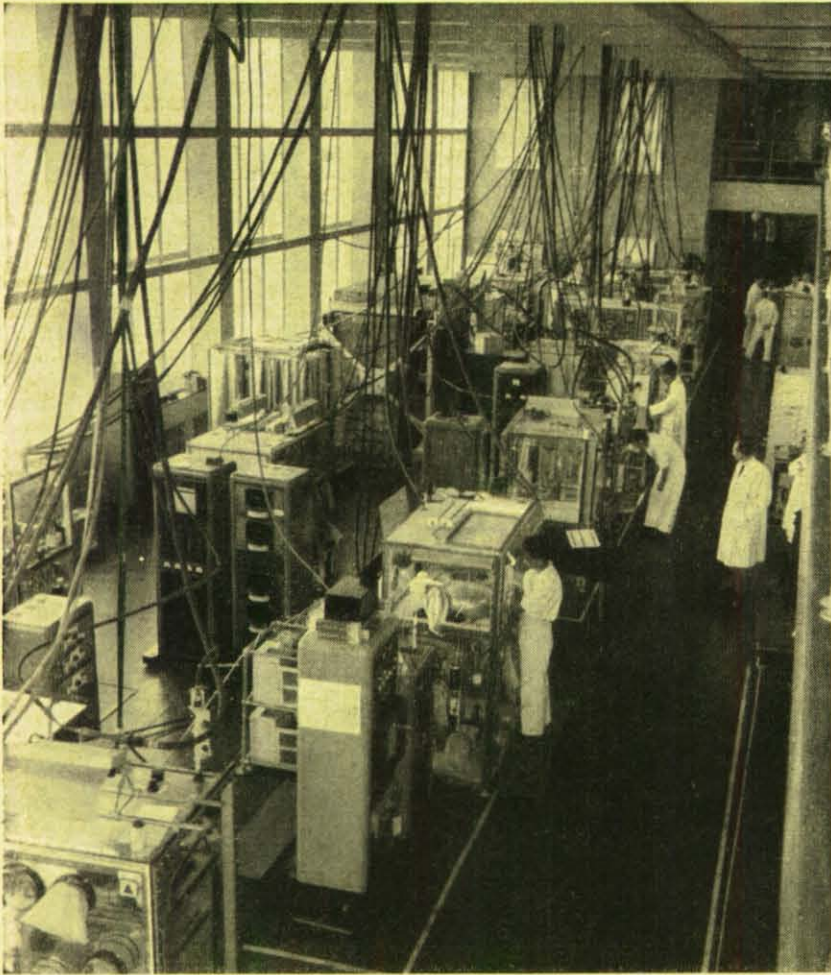
Mekka ist ganz anders als die Stadt, die ich in meinen langen Träumen vor mir gesehen hatte und die feierlich, düster und verschlossen war, ein Gewirr dunkler Gassen im Schatten der vielen hohen Minarette. Und viele weltentrückte, betende Menschen sah ich in jeder Ecke meiner Traumstadt, die den ganzen Tag den Koran vor sich her sagten; und die Vorübergehenden warfen manchmal kleine Münzen auf ihre Gebetsteppiche; nur wenn der Muezzin zur Andacht rief, belebten sich ihre Straßen, und die Menschen strömten zum Haram oder zu den anderen Moscheen, und ihre Stimmen hallten laut in der feierlichen Stille. (Fortsetzung folgt)



Auf den Marktplätzen in der heiligen Stadt kaufen — wie überall in Saudi-Arabien — nur die Männer ein. Sie sind fast durchweg schön. Gestalten, die der Bibel entsiegen zu sein scheinen und reinste semitische Abstammung verkörpern, befinden sich darunter.



# Zähmung der H-Bomben-Energie



Ein Blick in das Plutonium-Laboratorium von Harwell wurde unserem Reporter gestattet. Das sehr gefährliche, radioaktive Material wird in separaten, vielfach gesicherten Spezialkästen, sogenannten „Handschuhkästen“, gewonnen. Der Name rührt daher, weil die Wissenschaftler nur mit Spezial-Schutzhandschuhen in das Innere der geheimnisvollen Kästen greifen dürfen.



Dr. P. C. Thonemann ist einer der führenden Atom-Wissenschaftler in Harwell.

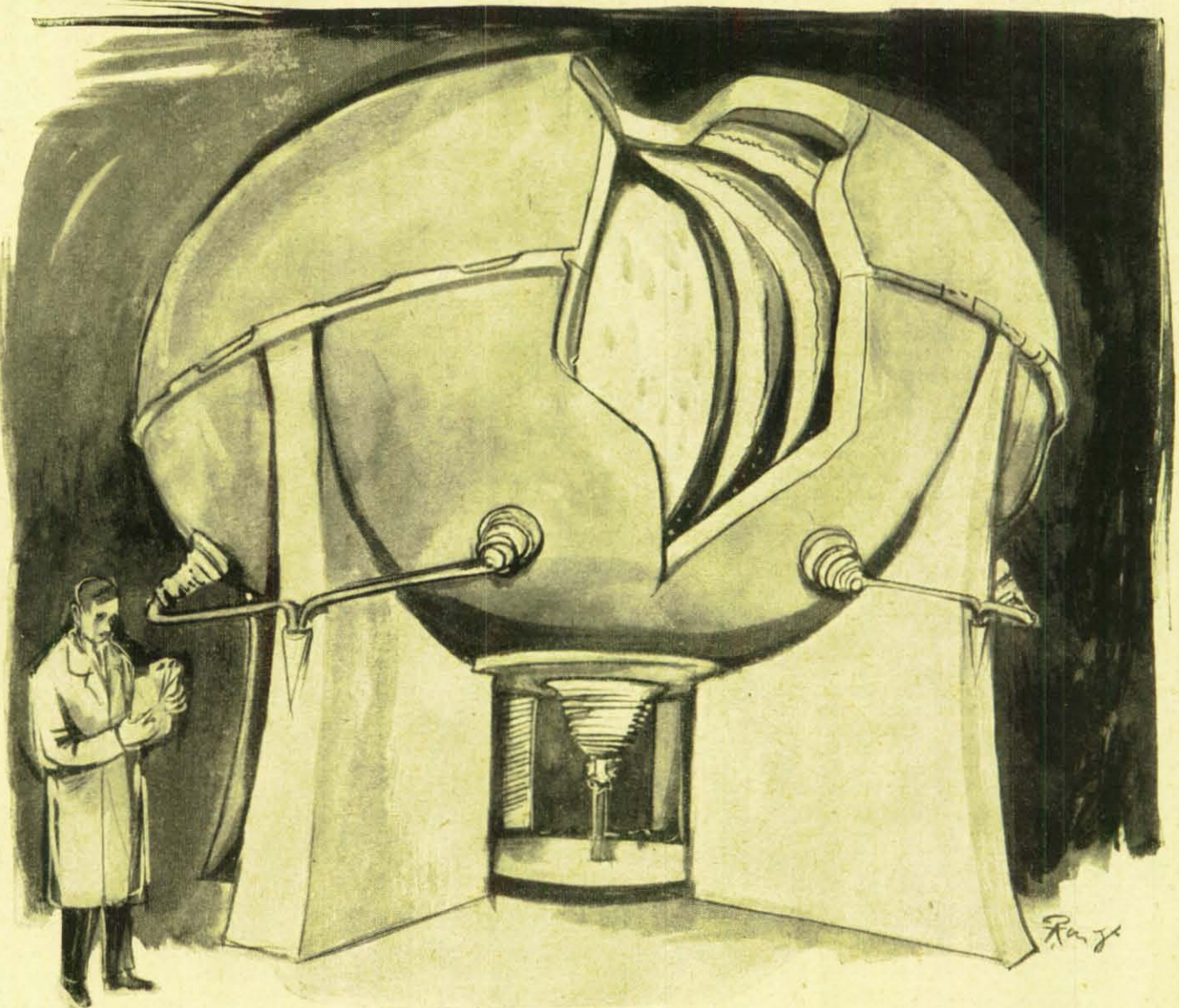
Ein riesiger Käfig aus Glas, Stahl und Zement wurde auf dem Versuchsgelände von Harwell errichtet. Für das Innere des Käfigs haben britische Forscher eine große Flasche aus Stahl und Glas entworfen. In ihr sollen Temperaturen von 5 Millionen Grad erzeugt und die Energie einer H-Bombe gezähmt werden. Die ganze Sache wird noch sehr geheimgehalten, und es gibt noch keine Fotos dieses „Käfigs“. So stellt ihn sich unser Zeichner vor. Wird er mit seiner Meinung wohl recht behalten?

Die Nachrichten über entscheidende Durchbrüche in der wissenschaftlichen Forschung überstürzen sich in den letzten Monaten. Wenige Wochen nach dem Start des ersten russischen Satelliten kam aus dem britischen Atomforschungszentrum Harwell die Nachricht, daß englische Wissenschaftler der Auffassung sind, das Geheimnis der Zähmung der Wasserstoffbombe für friedliche Zwecke entdeckt zu haben. Die Erzeugung von Energie durch die Umwandlung von Wasserstoff in Helium, wie sie auf der Sonne und allen leuchtenden Sternen in der Natur vorkommt, gilt als das wichtigste Problem der friedlichen Atomforschung.

In Harwell erfuh die ZB-Illustrierte folgende Einzelheiten: Von britischen Wissenschaftlern ist ein großer „Käfig“ aus Stahl, Beton und Glas erbaut worden. Er hat die Form eines Berliner Pfannkuchens und erhielt den Namen „Zeta“. In diesem Käfig können Temperaturen bis nahezu fünf Millionen Grad Celsius erreicht werden. Nur bei sehr hohen Temperaturen verschmelzen nämlich die Atomkerne des sogenannten schweren Wassers zu Heliumkernen und geben bei diesem Vorgang riesige Energiemengen ab.

Wie uns mitgeteilt wurde, soll der Erfolg den Wissenschaftlern Dr. Donald Fry und Dr. Peter Thonemann (unser Bild) zu verdanken sein.

Die erfolgreiche Zähmung der Wasserstoffbombe für friedliche Zwecke stellt einen Meilenstein in der Erschließung der Atomenergie dar. Sie eröffnet eine völlig neue und überreiche potentielle Energiequelle für die Industrie, nämlich den Wasserstoff. Er kann auf verhältnismäßig einfache Art aus Wasser gewonnen werden und soll je Tonne etwa 2 750 000 DM kosten. Fachleute schätzen, daß diese Energie eine Million Tonnen Kohle ersetzen kann, deren Gewinnung etwa viermal soviel kosten würde.







Recht zutraulich ist „Feuerfuchs“. Das Tier stammt aus dem Gebiet des Himalaya. Als der britische General Hardwicke die ersten Exemplare fing, nannte er sie Himalaya-Füchse. Die Chinesen kannten sie unter dem Namen Feuerfuchs. Deutsche Wissenschaftler gaben ihm den Namen Katzenbär.

# „Feuerfuchs“ lebt vegetarisch

Heinz Ockhardt belauschte  
Fabeltiere vom Himalaya

Das ist „Feuerfuchs“, einer des Katzenbärenpaares, das jetzt im Kölner Zoo eine Heimat gefunden hat. Das possierliche Tier hat ein Gesicht wie eine Katze, tupsige Tatzen wie ein Bärchen, einen feuerroten Pelz wie ein Fuchs und einen Schwanz wie ein Waschbär. Hier kann man deutlich sehen, wie der possierliche „Feuerfuchs“ immer etwas O-beinig mit nach innen gedrehten Beinen läuft.



Ganz behutsam nimmt der reizende Kerl seiner ebenso reizenden Pflegerin eine Weintraube aus dem Mund, denn Weintrauben frisst er für sein Leben gerne. Vor allem, wenn man noch dabei gekrault wird.



Voller Erwartung öffnet „Feuerfuchs“ das Mäulchen und faßt gleichzeitig mit seiner kleinen Tatze nach der Hand der Pflegerin. Sicher ist sicher, denkt er, dann kann sie mir den Leckerbissen nicht wegziehen, ohne gekrallt zu werden.



Wie zwei Spieltiere sehen sie aus, die beiden Katzenbären, Fabeltiere vom Himalaya. Obschon sie zur großen Familie der „Raubtiere“ gehören, sind sie eingefleischte Vegetarier. Fleisch verschmähen sie auch bei größtem Hunger.





## Unser ZB-Reporter bummelte über den



Im ersten Morgenlicht beleben sich allmählich die menschenleeren Straßen an den Fischhallen von St. Pauli. Die ersten Besucher des Marktes bummeln heran: Matrosen und Hafendarbeiter. Sie haben Zeit. Die Wachmänner jedoch gehen schnell, denn sie müssen die ersten sein und ihre Augen überall haben. Wo viele Menschen zusammenkommen, ist auch die Gefahr des Stehlens sehr groß. Bekanntlich macht ja Gelegenheit Diebe.

Ein kleines Schweinchen auf der Waage findet sogleich viele Freunde unter den Kindern. Wer mag das rosige Tier wohl kaufen? Und ob es dort auch gut versorgt werden wird? Wird man es gar schlachten? fragen ängstliche Kinderaugen.

Bei Regen — und es regnet oft in Hamburg — wird an den kleineren Ständen einfach ein Regenschirm aufgespannt, um die kostbare Ware vor Nässe und Verderb zu schützen.



Der Handel blüht nicht nur auf dem großen Platz vor den Fischhallen, sondern auch an den Anlegeplätzen der Fischkutter und auf den Booten selbst. Viele Leute kaufen direkt von den Fischern. Hier gibt es frische Ware.

Dieser alte Fischer schüttet seinen Fang aus der Reuse direkt in den Verkaufsbehälter. Auf dem Fischmarkt von St. Pauli kann man besonders billig und gut kaufen. Deshalb ist er bei der Bevölkerung beliebt.





# Fischmarkt von St. Pauli



*Kleine Fischerboote* tuckern am Markttag unaufhörlich zwischen der Überseebrücke und Fähre VII hin und her.



Ein ganzer Hühnerhof wird zum Verkauf angeboten, und das kleine Mädchen aus der Stadt bewundert das Federvieh. Auf dem Fischmarkt kann man alles kaufen.

Beim Topfhändler finden die kaulustigen Besucher alle Sorten von Töpfen, die sie für ihren Haushalt brauchen können. Der Fischmarkt von St. Pauli könnte nur mit dem bekannten „Flohmarkt“ von Paris verglichen werden.

Eine Belustigung für jung und alt sind die lebenden Hummer, die man überall auf dem Marktgelände sehen kann. Mancher Händler gibt seinen Kunden eine „Vorstellung“, um sie zum Kauf zu bewegen. Auch anfassen darf man die Meerestiere. Allerdings sollte man dabei genau die Anweisungen des Verkäufers beachten, denn der Hummer hat gefährliche Scheren, die ohne jede Schwierigkeit einen Finger glatt durchschneiden können.



Jeden Sonntag früh zwischen fünf und sechs, wenn die letzten St.-Pauli-Bummler nach Hause schwanken, beginnt dicht am Hamburger Hafen einer der seltsamsten Märkte der Welt. Mit der Dämmerung kommen die Fischerboote die Elbe herauf, beladen mit Fischen aller Arten und Größen, und legen bei den Fischhallen von St. Pauli an. Wenig später strömen aus allen Himmelsrichtungen fliegende Händler auf den freien Platz vor den Hallen, der nach dem dort stattfindenden Markt den Namen „St.-Pauli-Fischmarkt“ erhalten hat. Natürlich kann man hier Fisch kaufen. Aber das Grotteske ist, daß man auf dem „Fischmarkt“ auch alles andere erwerben kann, was man gerade braucht, angefangen bei Geflügel und Lebensmitteln über Kleidungsstücke und Mobiliar bis zu Haushaltswaren, Malereiartikeln oder Lederwaren.



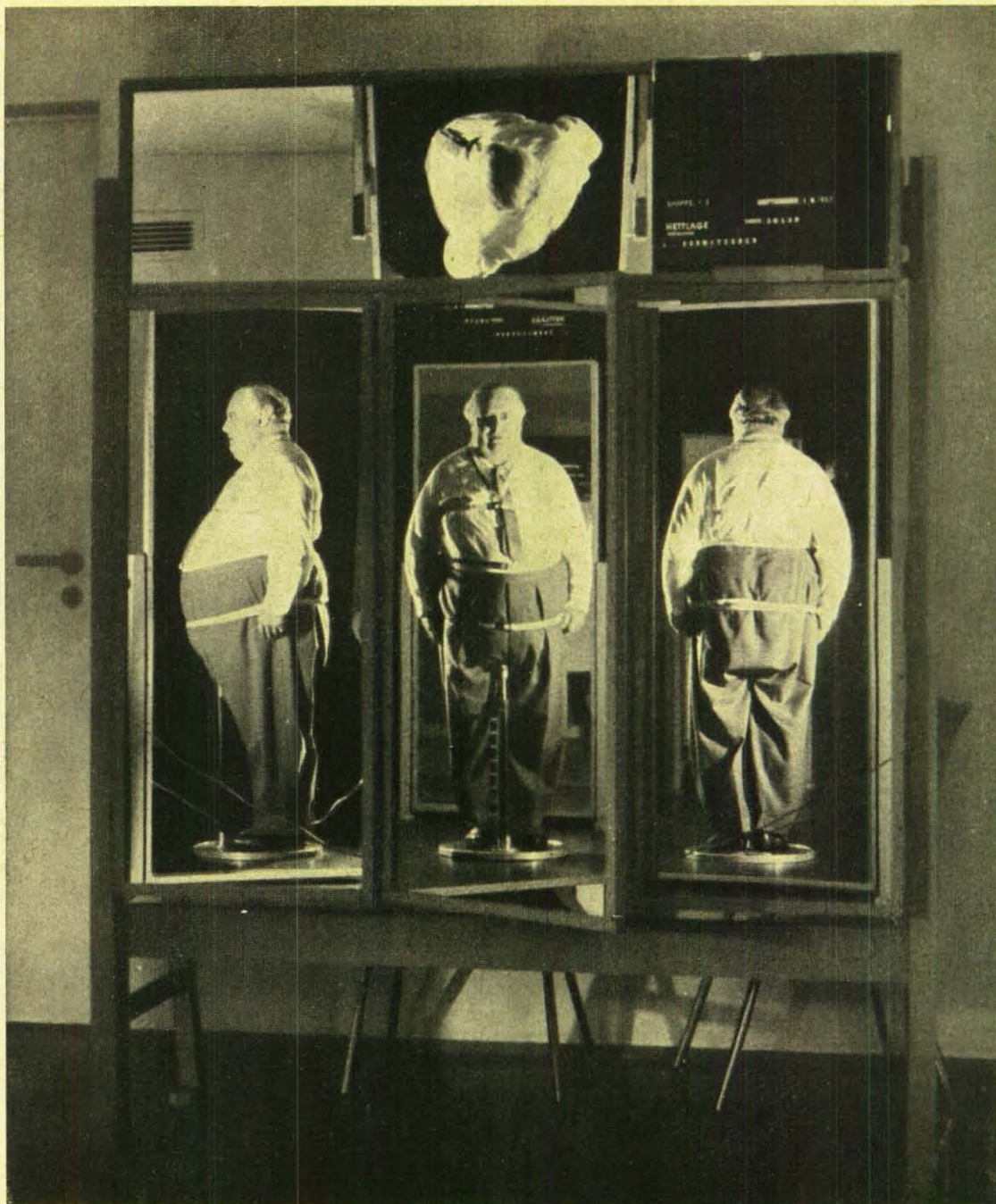
Dieser seltsame Markt wird zu einer Zeit schon wieder abgebaut, wo anderswo ein Markt kaum begonnen hat. Mittags sind alle die fliegenden Händler verschwunden, die provisorischen Stände abgebaut. Die Straßen gleichen einem Schlachtfeld. Berge von Papier und Abfällen, in denen die Katzen und Hunde der Gegend herumwühlen, sind die einzigen Überbleibsel. Am nächsten Sonntag wiederholt sich das einmalige Schauspiel.



**Nur noch die Stoffauswahl** muß der Kunde treffen. Alles andere macht dann der Schneider ohne vorheriges Maßnehmen. Auch die lästigen Anproben fallen fort. Der Herr auf unserem Foto ist der Schlagerkomponist Ludwig Schmidseder. Selbst bei so „rundlichen“ Umfängen versagt das neuartige fotografische Maßnehmen nie.



Mit vielen Spiegeln arbeitet das neue Verfahren. Das Maßband mit den hier etwas in die Breite gehenden Zentimeterangaben und die Spiegel (zwei Seiten-, eine Vorder- und eine Rückenansicht sowie ein Blick von oben) werden fotografiert. Der Schneider braucht statt der Anproben nur noch das entsprechende Foto zu projizieren.



# Der Fotoapparat als Maßschneider

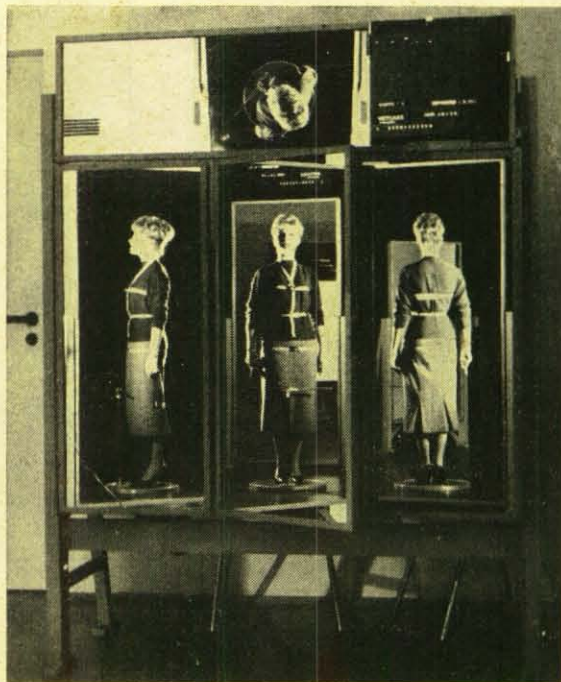
Eine Kamera, fünf starre Spiegel und zwei Blitzlichter nehmen Maß – und der Anzug sitzt doch!



**Fotometrie** heißt die neue Methode, die viel Zeit erspart, im Schneiderhandwerk.



Auf dem „Punkt“ steht die Kundin, und die Spiegel des „fotografierenden Schneiders“ erfassen sie von allen Seiten. Diese „Prozedur“ dauert nur noch Minuten.



Vor der Aufnahme werden jedem Kunden Maßbänder, die Oberweite, Taille, Unterweite usw. anzeigen, wie Gurte umgelegt und dann im Spiegel mitfotografiert. Das Foto kommt in eine Kartei und ist jederzeit greifbar.



Und zum Schluß: „Wie schwer sind Sie?“ Diese gewichtige Frage muß jeder, der sich dem „fotografierenden Schneider“ anvertraut, von einer genauen Waage beantworten lassen.



Philip Wylie:

# SIE KAMEN IN DER DÄMMERUNG

Noch neunzig Tage . . . Die Schicksalsuhr tickt. Sekunden verrinnen, weiten sich zu Minuten, zu Stunden, Tagen und Wochen. Was sind neunzig Tage? Der Regen fällt und verlöscht die Spuren der Wanderer, der Wurzellosen. Wind geht um Hütten und Städte. Er verweht die Seufzer der Bedrängten, das Jauchzen der Kinder, die glücklichen Träume. Neunzig Tage! Eine Ewigkeit für die Begierigen, die Ungeduldigen, ein Wimpernschlag nur für alle, die da in Gelassenheit zu warten verstehen. Die Stunden verrinnen, weiten sich zu Tagen. Die Bewohner der Schwesternstädte Green Prairie und River City in Mittelamerika leben und arbeiten. Sie wissen nichts von den neunzig Tagen und von dem, was danach kommt. Sie wirken und werken. Doch das Schicksal läßt nicht mit sich handeln. Es klopft an, hart und unerbittlich, nach neunzig Tagen. Wer weiß ihm zu begegnen? Und wer ist stark genug, die Probe zu bestehen?

I.

Copyright: Schimmelbusch-Verlag, Bonn

Als die ersten Pioniere auf ihrem Treck durch die Ebenen die Stelle erreichten, wo der Little Bird-River in den Abanakas einströmte, hielten sie an. Das Wasser des zuströmenden Fließchens war klar und trinkbar. Auf einer von den schlammigen Wassern des Hauptflusses geschützten Insel errichteten sie ihren Lagerplatz. Sie nannten sie Schwaneninsel nach ihrer Form, die sich allerdings, wie sie nachträglich feststellen mußten, bei Hochwasser völlig veränderte. Sie gaben dem Abanakas einen neuen Namen und nannten ihn „Green Prairie“: Grüner Präriefluß. Der Little Bird-River, an dessen Ufern nach Süden zu sich später eine Stadt auszubreiten begann, hieß jetzt Slossens Bach nach einem Trapper dieses Namens, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts weiter oben am Quell des Fließchens seine Angeln auszuwerfen pflegte.

Die erste Ansiedlung war Fort Abanakas; sie hatte sich oft der Angriffe schnell reitender Sioux-Indianer zu erwehren. Dann folgte am nördlichen Ufer, dessen flacher Hang das Ausladen der Kähne erleichterte, der Indianerhandelsplatz. Nach dem Trapper kam der Farmer, und der Kaufmann schloß mit beiden seinen Handel. Lange bevor in Fort Sumter der erste Schuß fiel, waren auf den beiden gegenüberliegenden Ufern zwei stattliche Städte entstanden. Sie waren von Anfang an Rivalen, und diese Rivalität verstärkte sich noch, als das Land in Bundesstaaten aufgeteilt und der Green Prairie-Fluß über weite Strecken seines Laufes zum Grenzfluß wurde. So fühlten sich nun Green Prairie, die südliche Stadt, und River City am Nordufer zwei verschiedenen Bundesstaaten zugehörig, obwohl sie schon damals durch ansehnliche Brücken verbunden waren. Nach dem Kampf um Fort Sumter wuchs das Zugehörigkeitsgefühl zur einen, die Rivalität nach der anderen Seite: River City stand auf der Seite der Sklavenbefreier, Green Prairie auf der des Südens.

Nach dem Bürgerkrieg wurden unter der Rasendecke der Prärie Blei- und Zinklager entdeckt. Seit der Jahrhundertwende bändigte ein Damm weiter oben in den Bergen die Gewalt des Flusses. Wasserkraftwerke entstanden. In der Gegend von Bugle fand sich Öl und in Tead gute Kokereikohle. Rauchwolken zogen über die Prärie. Einwanderer erschienen.

Sie packten ihre Habseligkeiten aus. Ihr einziger Besitz waren die Kenntnisse und Fertigkeiten, die sie aus Fabriken und Bergwerken Europas mitgebracht hatten. Sie hausten in Elendsquartieren, die wie Ausschlag an den Städten klebten; sie gingen in die Schulen und in die Politik. In den zwanziger Jahren wurden manche von ihnen zu Gangstern, andere aber wurden die Helden des zweiten Weltkrieges.

Zu dieser Zeit betrug die Einwohnerzahl von River City und Green Prairie zusammen schon fast eine Million. Wo einst störrische, schwitzende Maulesel die Kähne zum Halteplatz gezogen, wo die Pfeile der Sioux die Blockhütten des Forts in Brand gesteckt hatten, standen jetzt Wolkenkratzer.

Viele Familien lebten seit vier oder fünf Generationen ununterbrochen in dieser Gegend. Einige dieser „Eingeborenen“ waren wohlhabend und einflußreich, andere waren arm; das Leben der meisten aber war von gut bürgerlichem Zuschnitt — sie hatten einen bescheidenen Wohlstand errungen, liebten ihre Freiheit und haßten jeden Zwang, sie besaßen die ihrer Gesellschaftsschicht angemessene Bildung, waren anständige Bürger und prächtige Nachbarn. Eine solche Familie waren die Conners in Green Prairie.

Ihr weißes Holzhaus aus dem Jahre 1910 lag inmitten eines großen Rasens, etwas zurückgesetzt von der Fluchtlinie des Walnußweges, im südlichen Wohnviertel, von dem aus man damals nur nach langer Busfahrt zum sehr belebten Stadtzentrum gelangen konnte. Die Häuser ringsum waren ganz ähnlich, wenn auch teilweise massiver aus Backstein oder mit verputzten Wänden. Auch ihre Bewohner waren den Conners ähnlich: sie unterschieden sich auf den ersten Blick durch nichts von Millionen ihrer Landsleute; wenn man allerdings genauer hinsah, waren diese Millionen größere Individualisten als irgendein Volk der Erde. Während des wirtschaftlichen Aufschwunges gegen Ende des zweiten Weltkrieges war es mit den Conners aufwärtsgegangen. Aber auch sie litten wie alle ihre Mitbürger, nur vielleicht in stärkerem Maße, unter den Zweifeln und Ängsten, die den Anbruch der neuen Zeit begleiteten.

Die Stimme dieser neuen Zeit sprach unaufhörlich zu ihnen und ließ sie im schnellen Ablauf der einträglichen



Jahre nach der Jahrhundertmitte auch im Alltag nicht los. Green Prairie und River City waren wie die beiden Hälften einer einzigen blühenden Stadt. Fluß und Landesgrenze trennten sie, doch verbanden sie Brücken, sichtbare und unsichtbare. Als typische Amerikaner, genügsam und aufwärtsstrebend, fühlten sich auch die Conners glücklich. Und dennoch . . .

Durch die offenen Fenster des Eßzimmers schallte plötzlich dröhnender Lärm herein. Er wirkte auf jedes der fünf Mitglieder der Connerfamilie verschieden. Henry, der Vater, erstarrte lausend. Die Soße, mit der er gerade seinen Kartoffelbrei begießen wollte, tropfte vom Löffel aufs Tisch Tuch. Seine Frau Betty blickte stirnrunzelnd durchs Fenster, als wünschte sie, nie mehr das Geheul einer Sirene hören zu müssen.

Die elfjährige Nora schrie: „Menschenskind! Diesmal hört man's aber genau richtig!“

Ted schob seinen Stuhl zurück, trat einen Schritt vom Tisch weg, griff schnell noch nach einem frischen Brötchen, das dick mit Butter und selbstgemachter Marmelade bestrichen war, und stürzte polternd die Treppe hinauf.

Um den Mund des älteren Sohnes Charles zuckte der Widerschein eines Lächelns. Dies war der erste Abend seinesurlaubes zu Hause, und es war das erstmal, daß er seiner Familie stolz seine silbernen Oberleutnantsstreifen vorführen konnte. Das Abendessen — besonders das Roastbeef, das den ganzen Nachmittag schon die Küche mit appetitanreizenden Düften erfüllt hatte — war ein Festmahl ihm zu Ehren. Nun würde der Lärm, der über der ganzen Stadt aufstieg, diese gemütliche Feier verderben. Sein Lächeln war ein wenig betrübt. „Kann ich helfen?“ fragte er seinen Vater, der aufgestanden war.

„Ich glaube nicht. Das ist nur für Zivil.“

Henry Conner folgte seinem jüngeren Sohn die Treppe hinauf, aber mit bedächtigerem Schritt.

„Zu schade, daß das nun gerade heute Abend sein muß“, sagte Frau Conner. „Na, wenigstens können Nora, du und ich weiteressen.“

„Bist du denn nicht dabei?“ fragte Charles.

„Ja, weißt du, ich gehöre zur Einsatzgruppe ‚Erste Hilfe‘, aber wir brauchen bei dieser Übung nicht anzutreten.“

Nora, wie immer bereit, sich über jeden Gesprächsgegenstand zu verbreiten und sichtlich unberührt davon, daß sie den Mund voll Kartoffeln hatte, setzte erklärend hinzu: „Das ist jetzt nur eine Übung für Luftschutzwarte, Rettungsmannschaften, Polizisten, Feuerwehrmänner und so 'ne Leute.“

„Nora, sprich nicht mit vollem Mund. Und sag' nicht, so 'ne Leute“, das hört sich nicht schön an.“

Der Oberleutnant Charles Conner schmunzelte. Es tat gut, daheim zu sein, und es tat gut, sanfte mütterliche Ermahnungen anzuhören, die so gar nicht nach Kasernenhof klangen. Nach dem Abendessen würde er die Uniform ausziehen und es sich in Sportjackett und Flanellhosen bequem machen. Er würde zu den Nachbarn hinübergehen und nachsehen, ob Lenore Bailey nicht Lust hatte, ins Kino zu gehen.

Das Sirenengeheul nahm an Umfang und Stärke zu. Eben noch waren brummelnder Ansatzton und erstes anschwelligendes Heulen wie aus weither Fernen herübergeklungen, nun aber rührte der langsam ansteigende, langsam absinkende Schall durchdringend und gebieterisch. Das war kein Lärm mehr, was sich da förmlich in den Schädel bohrte, sondern ein nahezu greifbares Stück Schallmasse. „Diese



Neue", schrie Nora über das Geheul hinweg, „ist aber goldrichtig!“

„Sie haben sie wohl in unserem Garten am Baum aufgehängt?“ schrie Charles zurück.

Seine Mutter schüttelte den Kopf. „Sie ist auf dem Fernsehturm, draußen auf der Sunset Parkstraße beim Wasserbehälter.“

Henry Conner kam die Treppe herunter, immer zwei Stufen auf einmal nehmend.

langte sich die Marmelade. Sie türmte eine unglaubliche Menge davon auf eine halbe Scheibe Brot, warf die beiden Zöpfe in den Nacken, um freies Spiel zu haben und brachte auch wirklich alles mit einem Bissen in den Mund. Sie kaute noch, als Mutter und Bruder nach beschleunigter Abfertigung des Familienoberhauptes an den Tisch zurückkehrten.

„Alles ist kalt“, sagte Frau Conner betäubt.

„Im Gegenteil“, antwortete ihr Sohn, „das ist das beste Essen, das ich in den letzten sechs Monaten zu sehen bekommen habe.“ Er schnitt sich eine dicke Scheibe vom saftigen Braten ab. „Und das Beste, was ich je gegessen habe.“

Sie sah ihn mit einem dankbaren Blick an, der aber verschwand, als sie bemerkte, wie stark der Marmeladevorrat zusammengeschrumpft war. „Nora...!“

Auch Henry Conner dachte, während der Wagen den Walnußweg hinuntersauste, an die Walderdbeeren-Marmelade und das Roastbeef. Seinen Begleiter bewegten die gleichen Gefühle. „Das hat mich gerade erwischt“, sagte er und fuhr langsamer, um die Seeblickstraße zu überkreuzen, „als wir uns zum Abendbrot setzen wollten.“

„Mich auch. Wahrscheinlich haben die gedacht, daß alle jetzt das gleiche tun. Müßten eigentlich schon deshalb alle vollzählig sein.“

Ed trat gerade noch rechtzeitig auf die Bremse, um einem Zusammenstoß mit dem Schaumlöschwagen des motorisierten Feuerwehrlöschzuges 17 auszuweichen. Trotz des hellen Sonnenlichts rasselte er mit brennenden Scheinwerfern über die Kreuzung, sein lautes Bimmeln ging unter im Lärm der Sirene. „Da muß man auch noch dran denken“, schrie Henry und seine Nerven entspannten sich, „wenn diese Sirenen losgehen, kannst du keine Autohupen mehr hören, und nicht mal die Feuerwehr!“

Ed wischte einen glitzernden Schweißtropfen von der Stirn.

„Konnte schlimmer kommen.“

„Na sicher.“

Der Wagen bog in die Südliche Hobson-Straße ein und fuhr langsamer. Die Schule war nur noch vier Häuserblöcke entfernt, und die aus allen Richtungen zusammenströmenden Wagen des zivilen Luftschutzes verstopften die Straße, obwohl freiwillige

Polizeihelfereieindringliche Trillerpfeifen bliesen und die Arme schwenkten, und obwohl die Hobson-Straße für diesen Überraschungsalarm als Einbahnstraße galt. Hunderte von Fahrzeugen parkten bereits auf dem Sportfeld der Oberschule Süd. Und dort tauchte die „zerstörte“ Ecke der Schule auf, an der später am Abend Feuerwehr und Rettungswesen für den Einsatz im Ernstfall üben sollten, der durch Feuer und Rauch so realistisch wie möglich dargestellt werden würde. Schon die riesige Zuschauermenge verlieh der Sache Reiz; dazu kam ein gewisser Bürgerstolz und die wirklichkeitsnahe Vortäuschung einer echten Gefahr, so daß Henry Conner und Ed McWade vergaßen, daß sie eigentlich gesetzte Geschäftsleute, gut bürgerliche Familienväter waren, die nun schon jahrelang angestrengt und hartnäckig so taten, als sei ihre Stadt im Herzen

Amerikas das Ziel eines feindlichen Luftangriffes.

Bevor Ed noch den Wagen parkte, sprang Henry herunter und lief an seinen Platz, um seine Blockwarte zusammenzuholen, einer von ihnen, Jim Ellis, Inhaber der Ahorn-Apotheke, war wütend. „Hör mal, Henry, heute hat mein Gehilfe frei, und nun bleiben die ganzen Rezepte liegen, weil ich nicht selbst da sein kann, um Pillen zu drehen. Kostet mich zwanzig bis fünfundzwanzig Dollar und vielleicht auch noch Kunden. Schließlich hat keiner gern, wenn er seine Medizin nicht gleich bekommt. Wenn wir wieder so eine idiotische Übung haben...“

„Du sollst doch sowieso gar nicht hier sein, Jim. Was soll denn das?“

„Das habe ich auch gesagt. Als ich den Brief bekam wegen dieser neuen Ausbildung, habe ich bei der Kommandostelle angerufen. Die haben gesagt, ich müßte mich sofort in der Schule melden, wenn die Sirene losgeht.“

„Na schön. Ich nehme das auf meine Kappe. Du nimmst jetzt deinen Wagen und fährst in deine Apotheke. Das kann ich dir sagen, in meinem Abschnitt bleibt jeder Apotheker in seinem Laden. Welch arme Irre hat denn diese Anweisung gegeben? Bei einem richtigen Angriff mußt du doch auch hinter deiner Theke stehen.“

„Ja, klar.“

Henry nickte. Seine freundliche Stimme hob sich jetzt in lautem Befehlston: „Sykes, Evans, Maretti! Macht mal Platz für Jims Wagen und lotst ihn bis zur Bäckerstraße. Alle aufhalten, bis er vom Parkplatz herunter ist!“

Aus einer Gruppe, die sich um ein Schild mit der Aufschrift „Standort 42“ geschart hatte, löste sich eine Frau mit der Armbinde eines Luftschutzwartes, kam auf ihn zugestürzt und rief aufgereggt: „Herr Conner, ich habe meine Brötchen im Ofen gelassen!“

Henry holte einmal tief Luft. „Wie oft müssen wir das noch exerzieren, Frau Dace? Sie sollen doch überall nachsehen, bevor Sie in den Wagen steigen und losfahren. Jetzt müssen wir sehen, daß Sie einen Dringlichkeitszettel fürs Telefon bekommen. Dann rufen Sie Ihre Nachbarn an, damit die das Gas abdrehen.“

„Es ist aber ein Kohlenherd!“

„Na ja doch. Dann sollen sie eben die Herdklappen zumachen und das Blech herausnehmen.“ Henry ging los in der Hoffnung, irgendwo im Schulgebäude jemanden zu finden, der Telefonerlaubnis erteilen konnte. Halb lustig und halb verärgert fragte er sich, wie zum Kuckuck er den Einwohnern von Green Prairie beibringen sollte, Menschenleben zu retten, wenn sie es nicht einmal fertigbekamen, auf ihre Brötchen acht zu geben.

In dem Teil des Dachbodens, der schon vor langer Zeit in die „Jungenstube“ umgewandelt worden war, arbeitete Ted Conner eifrig zwischen Haufen von Drähten, glimmenden Rundfunkröhren, Schaltern, Skalenscheiben, Kondensatoren, Trafos und sonstigen Zubehörteilen. Er war freiwilliger Helfer beim Nachrichtendienst im zivilen Luftschutz.

Da seine Aufgabe einen stärkeren Anstrich von Wirklichkeit besaß als die seiner Angehörigen, wurde Ted beim Geheul der Sirene immer wieder von neuer Aufregung gepackt. Er hatte seinen Posten vor dem Rundfunkgerät sofort zu beziehen und es auf den Sender der Kommandostelle abzustimmen. Es war weiter sein Amt, alle fünf Minuten für die Dauer von dreißig Sekunden den Funker der „Schwesterstadt“ von Green Prairie abzuhören, der am gegenüberliegenden Flußufer postiert war.

Ted ähnelte in seinem kräftigen Wuchs seinem Großvater Oakley, der Grobschmied gewesen war. Das lichtbraune Haar hatte er — wie Nora auch — von der Mutter, und er wie auch die Schwester besaßen die klaren blauen Augen des Vaters. Nur Charles hatte die braunen Augen der Oakleys, jedoch nicht ihre Größe, ihren Körperbau und ihren Wuchs. Charles war schlank.

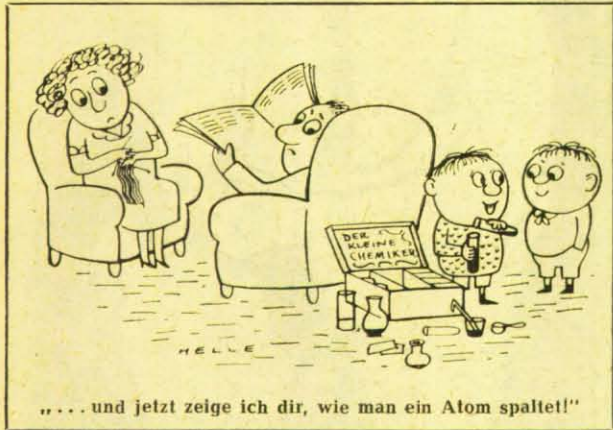
Ted hockte auf dem Drehstuhl und hatte ein Bein über die Lehne gehängt.

Seine blauen Augen glänzten, und seine sonst so ungesamten Hände fiengerten behutsam an den Knöpfen des Gerätes. Seine Umgebung hatte er völlig vergessen.

Er sah nicht mehr die Wimpel und Fahnen, die die Wand verzierten, nicht mehr die gestohlenen Schilder, auf denen „Achtung“, „Bitte nicht stören“ und „Für Herren“ stand, und nicht die mit Kratzern bedeckte Kommode, deren etwas fleckiger Spiegel von Fotos eingerahmt war — Aufnahmen von Mädchen in Badeanzügen, von Mädchen mit Hawai-Gitarren und von einer brennenden Boeing 29.

Nichts war für ihn mehr vorhanden. Nicht die Dachsparren über seinem Kopf. Nicht die herbstlichen Blätter auf den Baumwipfeln draußen im rötlichen Licht der Abendsonne. Auch nicht der Berg von zusammengewürfelten Kleidungsstücken, den er entgegen mütterlicher Anordnung auf seinem Bett angehäuft hatte, das, ebenfalls unerlaubter Weise, noch nicht gemacht war.

Für den sechzehnjährigen Ted Conner waren in diesem Augenblick Green Prairie und River City von einer grauenhaften Gefahr bedroht. Für ihn waren die feindlichen Bomber tatsächlich da. Und tapferer Mäner wie sein Bruder Charles (der allerdings in Wirklichkeit zum Bodenpersonal gehörte) stiegen in diesem Augenblick vom nahen Flugplatz Hink Field in die Stratosphäre auf, um feindliche Ge-



... und jetzt zeige ich dir, wie man ein Atom spaltet!“

„Zum Donnerwetter, wo sind meine Wagenschlüssel, Betty?“

„Auf deiner Kommode.“

„Da habe ich doch nachgesehen!“

„Hinter Charles' Bild.“

„Ach so.“ Er schlief die Treppe hoch, kam zurückgerannt, öffnete die Haustür und brüllte von der Veranda her: „Ted, der Idiot, hat seine Karre wieder in der Auffahrt stehen lassen. Wie oft soll ich denn...“

„Ich bring' sie weg.“ Charles schob seinen Stuhl zurück und schickte sich an, in den dritten Stock hinaufzugehen, wo sein Bruder seinen Alarmposten als Funker bezogen hatte.

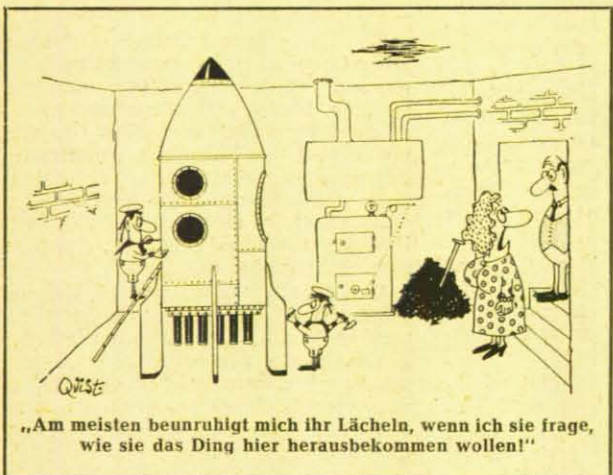
Betty hielt ihn zurück. „Laß nur. Vater hat vergessen, daß er jetzt Abschnittsleiter ist. Ed McWade muß ihn doch abholen.“

Sie eilte auf die Veranda, um ihren Mann daran zu erinnern.

„Ein Glück, daß Ed kommt“, sagte Conner. „Diese Mißgeburt von Wagen kriegt ja doch keiner in Gang.“

In der Tat sah das Auto nicht sehr fahrbar aus. Die Stoßstangen fehlten, und die Motorhaube war selbstgebastelt. Es war mit Draht und Stiften zusammengelastet worden und in einem halben Dutzend Farbschattierungen gestrichen. Buchstaben, Wappen, Zeichen und Witze darüber gemalt, und das Ganze glich eher einem Zirkusrequisit als einem Fahrzeug.

„Da kommt Ed“, schrie Conner und rutschte ihm die rote Armbinde

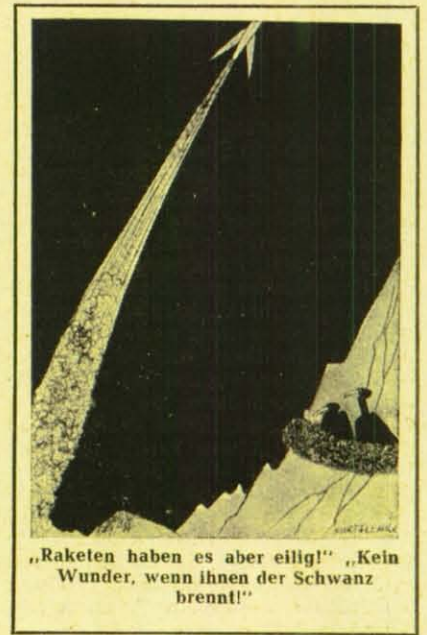


„Am meisten beunruhigt mich ihr Lächeln, wenn ich sie frage, wie sie das Ding hier herausbekommen wollen!“

mit der Aufschrift „LS Wart“ ab. Er bückte sich, um sie aufzuheben. Bums! schepperte sein Stahlhelm aus dem ersten Weltkrieg auf den Gehsteig. Im gleichen Augenblick rief Frau Conner: „Du hast deine Trillerpfeife vergessen!“ und rannte ins Haus, um sie zu holen. Der Oberleutnant lief den Weg hinunter und half seinem Vater, seine Ausrüstung wieder einzusammeln.

Nora, allein mit allen Herrlichkeiten, überblickte schnell den Tisch und

durch Feuer und Rauch so realistisch wie möglich dargestellt werden würde. Schon die riesige Zuschauermenge verlieh der Sache Reiz; dazu kam ein gewisser Bürgerstolz und die wirklichkeitsnahe Vortäuschung einer echten Gefahr, so daß Henry Conner und Ed McWade vergaßen, daß sie eigentlich gesetzte Geschäftsleute, gut bürgerliche Familienväter waren, die nun schon jahrelang angestrengt und hartnäckig so taten, als sei ihre Stadt im Herzen



„Raketen haben es aber eilig!“ „Kein Wunder, wenn ihnen der Schwanz brennt!“

schwader anzugreifen, die mit Atombomben beladen Green Prairie anfliegen.

So sah für Ted bei jeder Übung die Szenerie aus, auf der sich seine Träume abspielten.

Ein feindlicher Bomber war durchgestoßen. Ein Jäger nach dem andern verfehlte ihn. Nun öffnete er den Bombenschacht. Die graue Ladung stürzte herunter. Ihre Explosion ließ die Erde erbeben. Halb Green Prairie, der größere Teil von River City wurden ausstrahlt. Und er, Ted Conner, saß allein, ganz allein auf seinem Posten auf dem Dachboden. Die Familie war evakuiert. Das Haus brannte. Aber er hielt vor seinem Gerät aus. Bis zum letzten Augenblick unerschütterte funkte er Nachrichten, die unzählige Menschenleben retten halfen. Später würden sie ihm ein Denkmal errichten — später, wenn sie in dem Aschenhaufen, der einmal das Haus der Conners war, seinen Ring gefunden hätten, den das Feuer wunderbarerweise verschont hatte.

Plötzlich schallte es in den Kopfhörern: „Kommandostelle. Höchste Alarmstufe! Höchste Alarmstufe! Alarmbereitschaft für alle Funkstellen.“

Ted kroch eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken. Er war sendebereit.

Aber in den nächsten zwanzig Minuten wiederholte die Kommandostelle immer nur den gleichen Satz.

Unten in der Wohnung erkundigte sich Nora, ob sie noch ein Stück Kürbis-



torte mit Schlagsahne haben könnte. Frau Conner sagte: „Auf keinen Fall.“

„Dann gehe ich vor die Tür und spiele, bis es dunkel wird.“

„Du machst deine Schularbeiten, und nichts anderes. Es wird sowieso in einer Viertelstunde dunkel.“

„Mutter! Es ist doch lächerlich, daß man beim Luftangriff Schularbeiten machen soll.“

„Es ist lächerlich“, antwortete die Mutter, „wenn du denkst, du kannst dich wegen einer Luftschutzübung um die Schularbeiten drücken. Geh' ins Wohnzimmer, Nora, und mach' deine Mathematikaufgaben.“

„Die hasse ich!“

„Sehr richtig. Und je schneller du sie machst...“

Charles grinste. Wie vertraut das klang! Er empfahl sich und ging durch die Küche zur Hintertür. Prinzeßchen, der Kater, miaute und wollte herein. Der Oberleutnant öffnete ihm und dachte mit amüsiertem Kopfschütteln an den Irrtum bei der Namensgebung. Er erinnerte sich, wie Nora damals diesen unpassenden Namen verteidigt hatte: „Diese Katze sieht wie eine Prinzessin aus. Und dabei bleibt es, und wenn sie dreimal ein Mann ist.“

So war es seit fünf Jahren bei „Prinzeßchen“ geblieben. Allerdings, ging es Charles durch den Sinn, hatte der Kater, nach seinen Narben zu urteilen, offensichtlich mehr als genug getan, um diesen beleidigenden Namen Lügen zu strafen.

Im Garten hinter dem Haus wurde es langsam dämmerig. Ganz oben in den Wolken war noch ein Zipfel Sonne hängengeblieben und schimmerte in leuchtend rotem und orangefarbenem Licht. Im Dunkel der Garage sah man den Wagen nicht mehr. Es duftete nach frisch geschnittenem Rasen. Das Rasenmähen war Teds Arbeit, und der Oberleutnant bemerkte, daß er den Grasstreifen an der Ligusterhecke vergessen hatte, die das Grundstück der Connors von dem der Baileys trennte. In seiner Knabenzeit, dachte Charles, war er darin sehr genau gewesen. Aber er hatte auch früher schon immer das werden wollen, was jetzt nur die Uniform verbarg: ein Architekt. Ted war ganz anders, er wollte, für den Augenblick wenigstens, Erfinder werden. Und Erfinder konnten schließlich nicht so viel Interesse für sauber geschnittene Rasen aufbringen wie Architekten.

Charles stand in der Auffahrt und blickte ein wenig unsicher zu Baileys Haus hinüber. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da das Haus seiner eigenen Familie und das Nachbarhaus einander sehr glichen. Es waren Häuser, wie sie in Amerika üblich sind: zwei Stockwerke und ein Dachgeschoß, eine Veranda vorn und hinten und Seitenwän-

gern gehabt. Sie hatten immer beieinander gelebt, doch war dies nicht der einzige Grund für seine anhängliche Treue.

Lenore war als Kind schon die hübscheste Schülerin von River City und Green Prairie gewesen. Mit achtzehn wurde sie als schönste Primanerin zur Maikönigin der Oberschule Süd gewählt. Die Universität verlieh sie mit dem Titel der „reizendsten Studentin“. Aber auch die Tatsache, daß Charles seine ganze Jugend Tür an Tür mit dem schönsten Mädchen der Stadt verbracht hatte, konnte seine unerschütterliche Zuneigung nicht ausreichend erklären.

Es war mehr als ihr Liebreiz, was Charles an Lenore festhalten ließ: sie war geschickt und dabei sanft und liebevoll; sie war aufrichtig und ohne falschen Stolz. Allerdings war Charles nicht sicher, ob sie alle diese Eigenschaften heute noch besaß.

Er hatte ihr nicht geschrieben, daß er einen Monat lang zu Hause sein würde, weil er bis zum letzten Augenblick nicht mit einem sicheren Abreisetag hatte rechnen können. Nach seiner Ankunft war er mit dem Taxi geradewegs heimgefahren und gerade noch zum Abendessen zurechtgekommen. Gern hätte er nun Lenore angerufen. Nur der Gedanke hielt ihn zurück, seine Familie, besonders die Mutter, könne es als Kränkung empfinden, wenn er sich so schnell einem Außenstehenden widmete. Während der ganzen Dauer der Mahlzeit, deren festliche Stimmung die Sirene verdarb, hatte er gehofft, daß Lenore zufällig herüberkommen und ihn antreffen würde. Er hatte sich ausgemalt, daß das Telefon bei Baileys vielleicht gestört wäre oder daß Lenore nicht genug Kaffee besorgt hätte und nun käme, ihn bei der Mutter auszuleihen. Dabei wußte er, daß eine solche Hoffnung lächerlich war. Während er noch bei Tisch saß und seiner Mutter von seinem Leben bei der Luftwaffe erzählte, wobei er mit ungläubigem Staunen die Mengen betrachtete, die Nora vertilgte — während dieser ganzen Zeit waren seine Gedanken damit beschäftigt, mit welcher Selbstverständlichkeit er in früheren Jahren bei den Baileys ein und aus gegangen war, und wie schwer ihm das nun fiel. Er hatte sich gerade entschlossen, umzukehren und von daheim aus Lenore ganz formell anzurufen, als eine Tür ging und jemand heraustrat.

Zuerst konnte er nicht erkennen, wer es war.

Frau Bailey konnte es nicht sein, sie war kleiner; auch nicht der Mann, der Beau genannt wurde, der war runderlicher. Die Gestalt war, das konnte er sehen, in eine gelbe Überjacke aus Kunststoff gehüllt. Den Kopf bedeckte eine Haube. In der Hand hatte sie einen Kasten, aus dem Drähte hingen, und an den Drähten pendelte ein silberglänzendes Instrument.

Nun wandte sich die Gestalt zur offenen Tür zurück und rief mit angenehmer dunkler Stimme: „Bleibt nicht etwa meinetwegen auf. Ich habe nachher noch eine Verabredung.“ Es war Lenores Stimme. In völliger Überraschung rief Charles: „Hallo!“

Der Kasten mit seinen Anhängseln stand plötzlich auf dem Rasen, und die Stimme kam auf ihn zu: „Charles! Wann bist du angekommen?“ Lenore eilte auf ihn zu.

Charles Conner hatte nicht viel Erfahrung mit Frauen und gehörte auch nicht zu den Menschen, denen es gegeben ist, innere Vorgänge bei anderen klar und schnell zu erfassen, sonst wäre es ihm nicht entgangen, daß Lenore auch nicht eine Sekunde zögerte, ehe sie ihm entgegenlief. Auch hätte

er sonst bemerken müssen, daß sie zunächst ihre etwas merkwürdige Kleidung völlig vergaß. Sie fiel ihr erst wieder ein, als sie mit einem großen Bogen um das Teerosenbeet bei ihm ankam, ihm beide Hände entgegenstreckte und ausrief: „So eine Überraschung! Warum hast du mir das nicht geschrieben?“

Ja, er war nun einmal kein guter Beobachter. Er war ein sanfter und etwas verträumter junger Mann mit einer Neigung, sich in sich selbst zurückzuziehen, bescheiden und nach seiner eigenen Meinung keineswegs gutaussehend. Er hatte einen langen schmalen Schädel und wirkte ein wenig asketisch. Der stark zurücktretende Haaransatz betonte seine hohe Stirn und ließ ahnen, daß er eines Tages etwas kahl sein würde wie sein Vater. Lenores Schönheit schüchterte ihn jedesmal aufs neue ein.

Auch verwirrte ihn Lenores Aufmachung, die für jede Frau, besonders aber für sie, ungewöhnlich war. Sie war gekleidet, als wollte sie den Buick auf der Unterseite reparieren — wozu sie übrigens durchaus imstande war. Er wußte jedoch, daß dies nicht ihre Absicht sein konnte, allein schon deshalb nicht, weil weder die Mutter in ihrem grenzenlosen gesellschaftlichen Ehrgeiz, noch der Vater, dessen Besitzgier ebenso maßlos war, es je gestattet hätten, daß ihre Tochter vor allen Augen Mechanikerarbeit verrichtete.

Erst als in der herabsinkenden Dämmerung ihre Hände sich berührten und einer den anderen unbewußt zu sich heranzog, erst als einer des anderen Kraft und Wärme spürte, begriff Charles den Zusammenhang zwischen der Kleidung des Mädchens und den letzten Ereignissen. „Lieber Himmel“, rief er, „ein Geigermann.“

Sie nickte mit spitzbübischer Freude. „Steht es mir nicht gut?“

Sie drehte sich wie ein Mannequin. „Gelb“, fuhr sie fort, „ist in diesem Jahr die Herbstfarbe. Das Material ist völlig neuartig, nicht nur wasserundurchlässig und mottensicher, sondern auch feuerfest und staubdicht. Widerstandsfähig gegen alle im Handel erhältlichen Chemikalien. Die Haube“ — sie zog sie weiter in die Stirn und verbarg das Gesicht hinter der an ihr befestigten, durchsichtigen grünen Schutzmaske — „die Haube bietet ausreichenden Schutz gegen die Elemente — gegen alle Elemente, einschließlich radioaktiver Isotopen!“ Sie brach ab und schob die Haube zurück, so daß Charles ihre blauen Augen, ihr lang herabfallendes dunkles Haar und die roten Lippen sehen konnte, die sie ihm entgegenhielt: „Ach Charles! Gib mir einen Kuß!“

Als er sie auf die Wange küssen wollte, ließ sie es nicht zu und hielt seinen Mund in einem langen Kuß. Dann trat sie zurück und flüsterte: „Willkommen daheim!“

Charles mußte sich zusammenreißen. Auf den Schutzanzug deutend, sagte er: „Wie kommst du denn dazu?“

„Dazu? Ach, aus purer Bosheit!“

„Bosheit?“

„Das werde ich dir noch erklären. Ich muß sofort zur Oberschule Süd. Fährst du mich hin?“

„Wo du hingehst... und so weiter“, sagte er.

Sie starrte ihn an und schüttelte den Kopf, als könne sie nicht glauben, daß er wirklich da sei. „Also komm. Wir nehmen meinen Ford.“

„Einen Augenblick!“ Charles verwandelte sich plötzlich wieder in den Jungen, der er einmal gewesen war. Er rannte zurück zum offenen Küchenfenster und schrie: „Hallo, Mom!“

Bettys Stimme schallte zurück. „Ja, Charles? Du brauchst nicht so zu schreien.“

„Ich fahre Lenore in die Schule!“

Charles trug den Geigerzähler zum Wagen, stieg ein und fuhr rückwärts aus der Auffahrt. Er schaltete die Scheinwerfer ein und ließ den Wagen langsam den Walnußweg hinunterrollen. Das Mädchen neben ihm fingerte an den Knöpfen des Geigerzählers. „Laß einmal sehen, ob du radioaktiv bist“, sagte sie. Sie hielt den rutenähnlichen Detektor empor und blickte

stirnrunzelnd auf die Skalenscheiben. „Nicht ein bißchen. Nur überheizt.“

„Für September ist es recht warm heute.“

„Wann war es denn nicht im September warm?“

„Wie geht es denn?“ fragte er.

„Immer dasselbe.“ Die schwere Überjacke erlaubte nur die Andeutung eines Achselzuckens. „Immer genau dasselbe und recht unangenehm dazu. Vielleicht noch etwas schlimmer. Wie mir scheint,

**In diesem Zukunftsroman, einem Bestseller, der 1954 in New York erschien, geht es um den Luftschutz in Amerika. An Ereignissen, deren realistische Schilderung nichts zu wünschen übrig läßt, wird nachgewiesen, wieviel mehr Chancen zum „Noch-einmal-Davonkommen“ eine luftschutzbereite Stadt gegenüber der anderen hat, die in keiner Weise vorsorgte. Es bedarf wohl keines besonderen Hinweises, daß Maßnahmen und Begriffe des zivilen Bevölkerungsschutzes in Amerika nicht in allen Teilen auf deutsche Verhältnisse zu übertragen sind.**

trinkt Dad etwas zu viel und zu oft. Du weißt schon. Und Mutter rückt mir immer ärger auf die Haut.“

„Warum gehst du nicht weg?“

„Weggehen? Wohin denn? Darüber haben wir doch schon das letzte Mal, als du auf Urlaub warst, bis zum Überdruß gesprochen.“

„Ich habe immerfort daran gedacht.“

„Ich nicht. Die Familie hat mich nicht studieren lassen, was ich wollte. Und ich durfte meine Studien nicht fortsetzen, das konnten wir uns nicht leisten. Das weißt du doch. Schon der Gedanke, daß ihr liebes Töchterchen sich für wissenschaftliche Fragen statt für reiche Männer interessiert, ist meinen Eltern unerträglich. Warum sollte ich also weggehen, nach New York oder sonst wohin, wenn ich dort nur eine Arbeit machen muß, die ich nicht ausstehen kann? Sekretärin oder Mannequin, scheußlich!“

„Immerhin“, sagte er bedrückt, „du gibst einen verdammt guten Geigermann ab.“

Sie überhörte den Kummer in seiner Stimme.

„Nicht wahr? Und Mutter ärgert sich grün.“

„Wirklich?“ Er verstand die Befriedigung, mit der sie das sagte. Er selbst hatte Angst vor Lenores Eltern, weil sie Einfluß auf Lenore hatten.

„Vor ungefähr sechs Wochen“, begann sie wieder, „besuchten uns ein paar Leute vom zivilen Luftschutz. Sie setzten Mutter und Vater lang und breit auseinander, daß unsere hiesige Luftschutzorganisation in bezug auf Einsatzbereitschaft zu den Besten im Lande gehört und daß deshalb jeder, der es irgend ermöglichen kann, sich zur Verfügung stellen müsse. Du kannst dir ja vorstellen, wie begeistert Mom und Dad waren. Die Luftschutzleute blieben nicht lange. Sie merkten wohl, daß sie, was Gemeinschaftsgeist oder Atomkrieg angeht, bei den älteren Baileys auf Granit bissen. Sie hinterließen aber Druckschriften. Ich habe sie eines Abends gelesen, als Mutter mich wieder einmal schalt, weil ich nicht zu so einem blöden Studentenfest gehen wollte, und da stand, daß in Green Prairie dringend Leute gesucht werden, die mit elektronischen Apparaten umgehen können. Ich habe angerufen und mich erkundigt, ob sie auch Frauen nehmen. Nun, es gibt tatsächlich noch einen anderen weiblichen Geigermann, Frau Phollen, eine Lehrerin. So habe ich mich eben verpflichten lassen.“

„Großartig. Und statt zu den blöden Studentenfesten zu gehen, spielst du jetzt Luftangriff —“

(Fortsetzung folgt)



„Einen Artikel über das Leben auf dem Mars? Bedauere, solche Sachen schreibe ich alle selbst!“

de aus Holzschindeln; die Dachtraufen verbargen sich hinter verschörkelten Zierleisten, und große Rasenflächen umgaben das Gebäude. In beiden Gärten blühten im Frühjahr Spirea, Forsythie und verstreute Krokusse, und Dahlien im Herbst. Hinter beiden Häusern lagen Gemüsegärten und beide hatten vor langer Zeit ihre Scheunen mit Garagen vertauscht. Solange er zurückdenken konnte, hatte er Lenore, das einzige Kind der Baileys

seinen Anhängseln stand plötzlich auf dem Rasen, und die Stimme kam auf ihn zu: „Charles! Wann bist du angekommen?“ Lenore eilte auf ihn zu. Charles Conner hatte nicht viel Erfahrung mit Frauen und gehörte auch nicht zu den Menschen, denen es gegeben ist, innere Vorgänge bei anderen klar und schnell zu erfassen, sonst wäre es ihm nicht entgangen, daß Lenore auch nicht eine Sekunde zögerte, ehe sie ihm entgegenlief. Auch hätte



# Weglose Flucht

Schluß

„Ich hole etwas Stärkeres“, sagte er, „wir müssen trinken, das ist das Beste.“ Dabei stand er auf und ging zum Schrank. Er knipste Licht an, suchte die Flasche. Dann nahm er Likörgläser und stellte sie auf den Hocker. Er machte das Licht wieder aus und sagte:

„Hier, trink! Du sagst nichts, du bist erstaunt und erschreckt... das kommt unerwartet und überrascht dich... Ich hätte früher einmal darüber mit dir reden sollen. Diese Reise ist ein Schlußpunkt. Der muß sein. Ich habe es mir lange überlegt.“

„Ist es nicht — gefährlich — jetzt — um diese Zeit in Deutschland?“

„Es ist nicht gefährlicher, als es die letzten Jahre war... Ich bleibe nicht lange... So wie Millionen sind immer dort. Die Luftangriffe? — Gott! Es sind nur vier Wochen oder fünf, und ich werde meist auf dem Lande leben, im Osten Deutschlands. Nachher ist alles in Ordnung, Helen, und wir werden nie wieder Abschied feiern, nie wieder...“

„Ja, Naudeau“, sagt die kleine Stimme, „gib mir noch ein Glas. Daß du mich so überrascht! Du sagst: ich verreise, und du verreist. Und ich sage: ja, es ist gut so. Aber ich denke vielleicht anders, Naudeau. Und ich sehe es schon kommen, wenn ich allein bin, werde ich traurig sein.“

„Angst?“  
„Die Angst! — Es ist so überraschend. Du warst so feierlich. Aber ich habe nicht gedacht, daß es das ist... Ach, Naudeau!“

„Es ist schwer, so wie bei uns ist es schwer. Auch nur ein paar Wochen lang ist es schwer. Ich möchte nicht, Helen. Aber ich muß. Mein Buch ist fertig — und ich muß.“

„Ich habe Angst, Naudeau, plötzlich habe ich schreckliche Angst. Aber es ist Unsinn, nicht wahr, und ich bilde mir nur so vieles ein. Ich will nicht, daß du wegfährst, Naudeau.“

„Warum hast du Angst? Ich komme wieder. In vier Wochen. Vielleicht schon in drei Wochen. Gib mir die Hand.“

Helen reichte ihre Hände. Er küßte sie. „Wir werden es schön haben miteinander. Unser ganzes Leben lang, Helen. Ein herrliches Leben, Liebster, ein ganzes langes Leben!“

„Das glaubst du?“

„Das weiß ich.“

„Glaubst du, daß ich eine Frau sein kann? Eine gute? ... Und achtsam auf dich? ... Naudeau, das wäre wunderschön!“

„Das wird schön, Helen. Ich reise. Und in drei Wochen bin ich zurück. Dann werden wir alles ernsthaft besprechen. So wie Lisi und Simon — wenn du willst. Jetzt hast du keine Angst mehr. Nicht wahr? Du sagst mir, daß du keine Angst mehr hast?“

„Nein, Naudeau, ich habe keine Angst mehr — und du wirst wiederkommen.“

Als Helen wieder flüsterte: „Du bist so feierlich!“ stützte er sich auf den linken Arm, richtete sich auf, sah auf sie nieder, streichelte ihre Hände. Dann schloß er sie in seine Arme und küßte sie. Und es war ihm, als küsse er sein ganzes Leben, seine Vergangenheit, die Gegenwart und eine lange Zukunft, die voller Schönheit vor ihm lag.

XXXIII

Als Arnold die letzten Seiten seines Buches mit der Schreibmaschine abgeschrieben und die Manuskripte abgeordnet hatte, fiel ihm ein, daß er noch etwas vergessen hatte, was seinem Werk fehlen würde. Er hatte noch nicht den Abschied mit Helen geschildert, jenen Abschied an der Bahn, wo er ihr das Manuskript überreichen würde. Und er setzte sich hin und schrieb es nieder, wie er sich's vorstellte, daß es geschehen könne.

Er würde mit ihr zum Bahnhof fahren. Dort würden sie auf dem Bahnsteig warten, bis der Schnellzug hielt, der aus Mailand kam und kurz später nach Zürich weiterfuhr. Er würde lustig

sein und unbeschwert sagen, daß es ja nur drei Wochen sind oder vier, die sie voneinander trennten. Auch Helen würde heiter sein und wissen, daß vier Wochen nur ein Monat sind; eine kurze Spanne Zeit in ihrem langen Leben, das Zwölftel eines wunderbaren Jahres, das sie schon miteinander verbracht. Sie würden einander die Hände geben, sie würden sich noch einmal küssen, er würde ihr ein Paket reichen und sagen:

„Hier, Helen, ist die Geschichte, die ich schrieb und lebte, als wir zueinander strebten, als wir einander fanden und all die glückliche Zeit seither. Lies sie und schreibe mir, was dein Herz dir sagt. Verzeihe mir und bedenke, daß ich mein Schicksal in deine Hände lege...“

Das wird er sagen, ja, genau diesen Satz. Dann werden die Räder des Wagens knirschen, sie werden sich drehen und immer schneller rollen — und Helen wird zurückbleiben, eine aufrechte Gestalt, vom Licht umglüht, das Bild einer strahlenden Helle und Freiheit, die Frieden schenkt und glückhafte Würde des Lebens.

## Ein Nachwort

Arnold kam nie wieder zurück. Drei Jahre sind vergangen, seit er uns verlassen hat. Ebenso viele Jahre sind es, daß er nicht mehr lebt.

Jetzt ist wieder hoher Sommer. Arnold hat mich in seinem Buch Helen genannt. Er hat uns allen andere Namen gegeben. Auch ist Castagnola nicht der Ort, wo wir wohnen. Es gibt viele Orte am Luganer See, und einer ist es, den er meint.

Er schrieb noch einige Male aus Deutschland. Ich las sein Manuskript und liebte ihn noch mehr. Natürlich liebte ich Arnold Heim. Es war töricht von ihm, daran zu zweifeln. Ich schrieb es ihm. Und der Verleger Kocher schrieb ihm, daß Arnold Heim ein Schriftsteller sei. Somit erscheint also nun dieses Buch, und ich schreibe ein Nachwort, und es fügt sich, daß dieser Zusatz den letzten Akt einer Tragödie bildet, die wir hier am Rande des Krieges still erlebten. Es ist eine kleine Tragödie, gemessen an den großen, an den millionenfachen in der Welt. Aber es ist meine Tragödie. Mein Herz ist ausgebrannt, und ich finde schlecht die Worte, mehr zu sagen als das: mein Herz ist ausgebrannt...

Im Februar 1945 bekam Jean einen Brief vom Schweizerischen Generalkonsulat aus Bayern, daß der Schweizer Naudeau Rollé im selben Monat in den Straßen Münchens verunglückt sei. Acht Tage nach einem Fliegerangriff traf ihn die Trümmer einer zusammenstürzenden Ruine. Er war sofort tot. Das ist alles. Es geschah an einem ruhigen Sonntag, an dem der Föhn die Erde mit erster Frühlingswärme überwehte. Drei Monate später war der Krieg zu Ende.

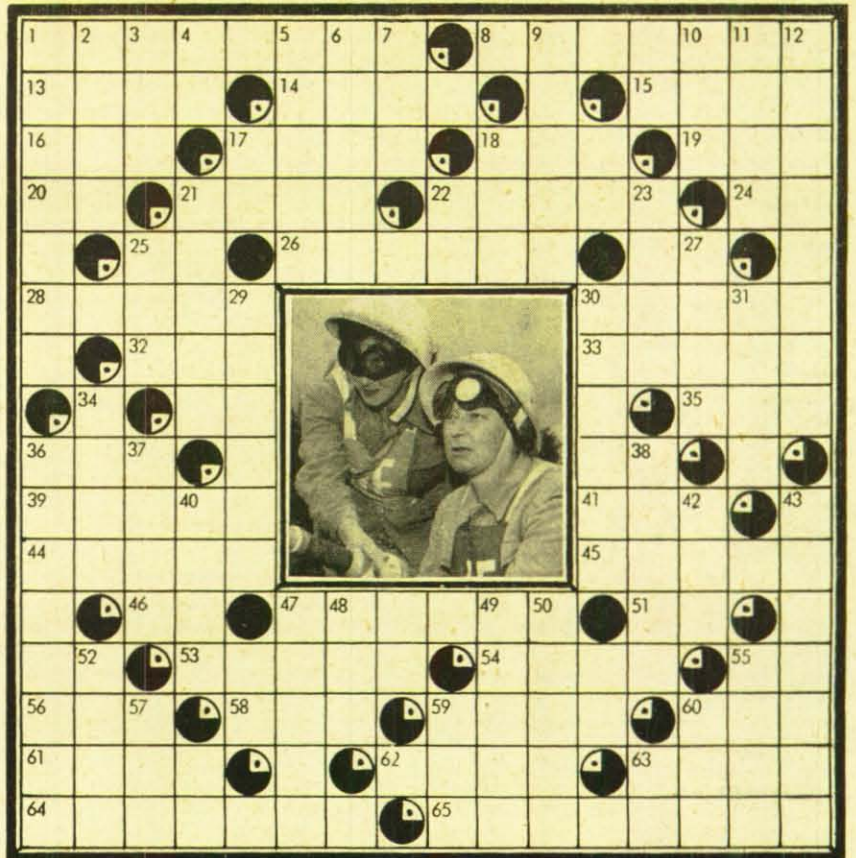
Auch der alte Jean ist tot. Er lebte noch ein paar Jahre nach Arnolds Hingang. Dann legte er sich nieder und ging in eine andere Welt. Er hinterließ ein Testament, in dem er mich zur Erbin des ehemaligen Rolléschen Besitzes einsetzt.

So steht also jetzt Naudeaus und Arnolds Haus still und verlassen über uns. Manchmal gehe ich hinauf. Gestern war ich wieder oben. In den Zimmerecken hängen Spinnweben im Halbdämmer, und Kastanienzweige streifen an die Fenster. Es ist einsam da oben. Still und behutsam gehen die Seelen der Freunde durch die Verlassenheit. Ich habe Naudeaus Bücher in der Halle auf den Tisch gelegt. In wenigen Wochen werde ich Arnolds Buch zu ihnen stellen.

Und dann habe ich noch einen Gedanken. Wenn Lisis Kind geboren ist, werde ich Simon und meine Schwester bitten, dort oben in mein Haus zu ziehen, vielleicht vermögen sie es in ihrem Glück, meine Verlorenheit mit einem Hauch gelebten Lebens zu erfüllen.

— Ende —

## KREUZWORTRÄTSEL



**Waagrecht:** 1. Edellobst, 8. Sundainsel, 13. Planet, 14. nicht die geringste Kleinigkeit wert sein, 15. wichtig ist die frische..., 16. Segelstange, 17. Meerenge der westlichen Ostsee, 18. Rheinzufuß, 19. Gewässer, 20. Sowjetunion (Abk.), 21. großer Raum, 22. Salzstein, 24. Auerochs, 25. Nachrichtenbüro der USA (Abk.), 26. Stadt in Holland, 28. Behälter (Mehrz.), 30. Harzart, 32. best. Artikel, 33. Teufel, 35. schmal, 36. leichter Einspanner, 39. Figur aus „Die Fledermaus“, 41. Nebenfluß der Donau, 44. biblische Frauengestalt, 45. wohlriechender Duftstoff, 46. chem. Zeichen für: Tantal, 47. Bewahrung vor Unheil, 51. Verhältniswort, 53. deutscher Strom, 54. Ackergränze, 56. See (engl.), 58. Stadt in Marokko, 59. Frauennamen, 60. Kassenansturm, 61. Buch der Bibel, 62. Rheinzufuß, 63. Fluß in Italien, 64. passatartige Winde im Mittelmeer, 65. Tierlehrer, Abriecher.

**Senkrecht:** 1. Sternbild, 2. Gefährtin des Mannes, 3. Gebirge auf Kreta, 4. Skatausdruck, 5. Vorbild, Hochziel, 6. Stadt in Niedersachsen, 7. Kopfbedeckung, 9. Mittel gegen Mottenfraß, 10. Verkehrsmittel (Kurzform), 11. Rankengewächs, 12. englische Münzeinheit, 18. Garnknäuel, auch Insel (franz.), 21. Holzstäbchen zum Verschließen des Wurstdarmes, 23. Fluß in Nordspanien, 25. Bindewort, 27. Festlichkeit, 29. Wäschestoff, 30. arktisches Volk, 31. Autor des Romans „Die Buddenbrooks“, 34. Stadt im nordöstlichen Polen, 36. See in Oberitalien, 37. fortbewegbar (3. Person), 38. Gebiet in Nord- und Mittelafrika, 40. Titelheld bei Shakespeare, 42. Nordlandtier, 43. deutscher Tondichter (ck = 1 Buchstabe), 47. Stimmstock bei Streichinstrumenten, 48. Halbton, 49. Stadt an der Mosel, 50. Handwerkszeug, 52. Überbleibsel, 55. Negervolk in Südostafrika, 57. Stadt in Schweden, 59. Augendeckel, 60. Wendekommando auf See. — Bei richtiger Lösung ergeben die Wörter senkrecht: 2, 25, 31, 37 und waagrecht 15, 47 und 51, hintereinander gelesen, eine Mahnung, die uns alle anregt.

## VERWANDLUNGSRÄTSEL

In jeder Reihe darf nur ein Buchstabe einmal gewechselt werden, so daß aus dem obenstehenden Wort das darunterstehende wird.



## SILBENRÄTSEL

be — be — ber — berg — chel — chen —  
cho — cor — da — di — do — e — e —  
e — ei — en — es — grim — hard — hei —  
i — in — keit — lan — me — nett — no —  
ral — ran — rei — ron — se — se — ser —  
spi — ta — tar — ter — ter — tez — u —  
ve — vi — zi.

Aus diesen Silben sind 16 Wörter nachfolgender Bedeutung zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, nach abwärts gelesen, eine Sentenz ergeben.

- europäisch-asiatisches Grenzgebirge,
- Rechtswahrer, 3. alte Form des Klaviers,
- Wolf in der Tierfabel, 5. Eroberer Mexikos,
- Stimmbehinderung, 7. Gemüsepflanze,
- Stadt in Nordböhmen, 9. Baumfrucht, 10. große Röhre, 11. Männername, 12. Anteilnahme, 13. Geschwindigkeitsmesser, 14. halboffener Vorbau an Wohngebäuden, 15. Schwung, 16. Musikstück mit wiederkehrendem Hauptthema.

## Rätsellösungen aus Nr. 24

**Kreuzworträtsel.** Waagrecht: 1. Roman, 6. Pirat, 10. Rebus, 15. Orale, 16. Arena, 17. Enäre, 21. Kater, 24. Peine, 33. Staat, 34. Elemt, 35. Ammer, 36. Tinte, 37. Romeo, 38. Duero. — Senkrecht: 1. Rock, 2. Ort, 3. Maat, 4. All, 5. Neer, 7. Irade, 8. Ren, 9. Tarif, 10. Ree, 11. Enge, 12. Bau, 13. Uran, 14. Sem, 19. Xaver, 20. Deime, 21. Astl, 23. Etat, 24. Pfad, 25. Ilme, 26. Ebro, 27. Ast, 28. San, 29. Ate, 30. Eem, 31. Emu, 32. Oer. — Alexandre Gustave Eiffel (geb. 15. Dezember 1832).

**Magische Figur:** 1. Areal, 2. Trester, 3. Essen, 4. Materie, 5. Lenin.

**Silbenrätsel:** 1. Indien, 2. Neider, 3. Schere, 4. Chalzedon, 5. Amur, 6. Fafnir, 7. Totem, 8. Ibsen, 9. Sichel, 10. Taube, 11. Watte, 12. inzwischen, 13. Chagall, 14. Tiegel, 15. Irma, 16. Gremium. — DIE LUFTSCHUTZGEMEINSCHAFT IST WICHTIG.

**Die Heimat:** Geburtsort.  
**Stufenrätsel:** 1. Emmental, 2. Amethyst, 3. Meridian, 4. Tischler, 5. Schikane, 6. Wilhelm, 7. Marzipan. — Emmerich Kalman (geb. 24. Oktober 1882).

**ZB** Illustrierte. Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägig. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61  
Chefredakteur: Fried. Walter Dirger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Feuilleton: Dr. Gertrud Reschat. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Norbertstraße 3. Ruf 5 71 94. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theatinerstraße 8, Telefon-Sammelnummer 2 86 86, Telexgramm-Adresse: Gablerpress, Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhardt Kräber. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis sfrs. 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S 2.80 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14tägig. Einzelpreis 40 Pf., Quartalsabonnement 2.40 DM ausserortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.





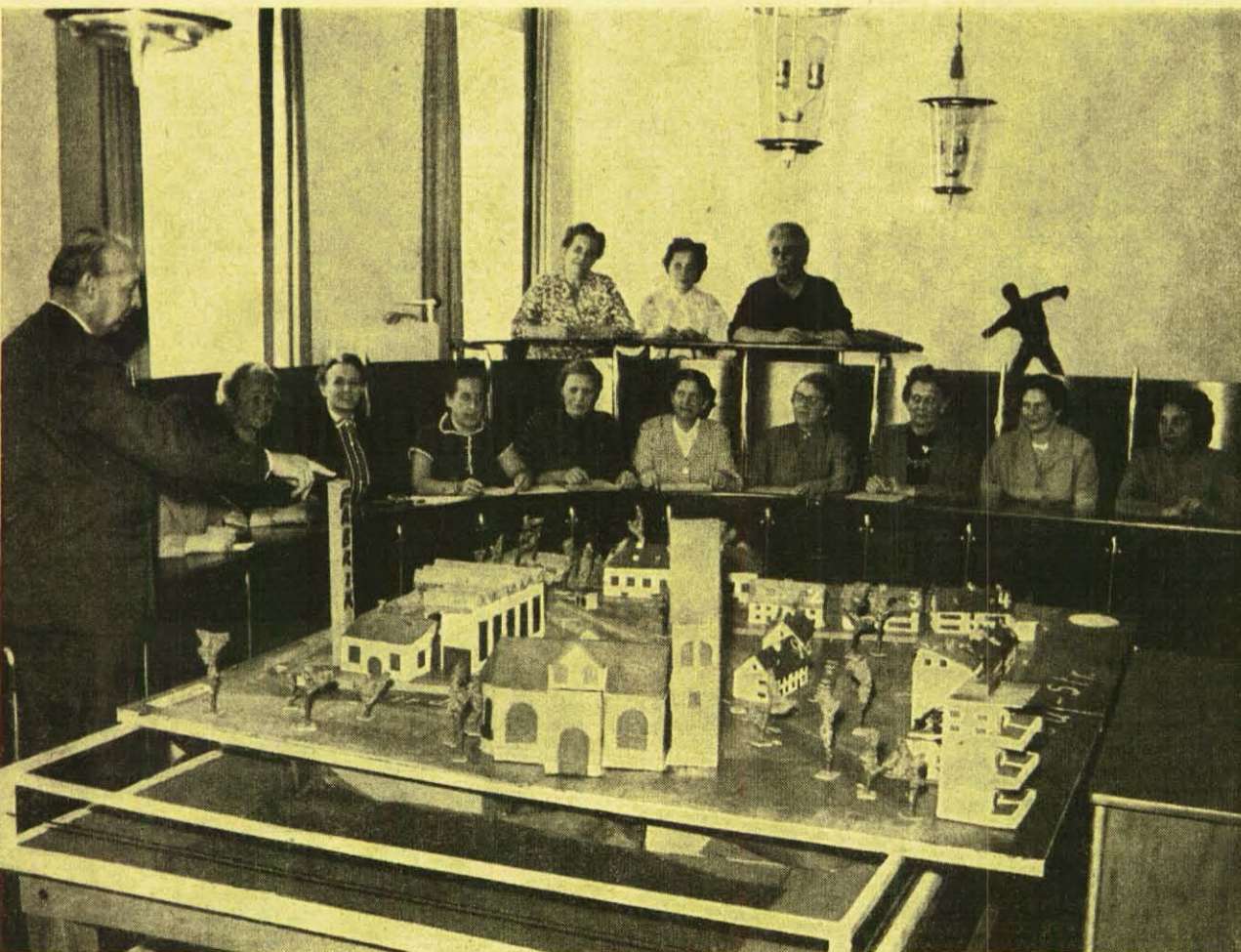


# Urlaub vom



◀ **Wasser, marsch!** Den Absperrhahn auf, und schon zischt das Wasser aus dem Strahlrohr. „Truppmann“ Ursula, knapp sechzehn Jahre alt, das Küken des Lehrgangs für weibliche Helfer an der Bundesluftschutzschule, glüht vor Eifer und Begeisterung. Was macht's, daß ihr die schwere Rauchbrille von der kecken Nase rutschte. Hauptsache ist und bleibt: der Brandherd wird vorschriftsmäßig bekämpft. Und dafür steht Ursula ein. Das ist doch klar und außerdem natürlich Ehrensache.

▼ **Angriffstrupp vor!** Heran an den Brandherd heißt es sich zu pirschen. Es geht um die letzten Brandnester. Die müssen gelöscht werden. Dazu eignet sich der Sprühstrahl vorzüglich. Sein dichter Wasserschleier schlägt nicht nur Dampf und Rauch nieder, sondern erstickt auch die verstecktesten Glutstellen. Und das wollen diese beiden Helferinnen gerade erreichen.



**Im Ernstfalle** kann von der Skala dieses Strahlenmeßgerätes abgelesen werden, in welchem Grade das Gelände ringsum radioaktiv vergiftet ist. Da radioaktive Strahlen stets schädigend auf den Organismus wirken, sollte auf ein Meßgerät dieser Art niemals verzichtet werden. Staffelführer Gisela tut darum gut daran, sich schon heute mit der Handhabung des Gerätes vertraut zu machen. Auch alle anderen Lehrgangsteilnehmerinnen haben zu lernen, wie man damit zu sicheren Resultaten kommt.



**Beim Kaffeepausch:** Frau Margarete Nattermüller, Selbstschutz-Bezirksleiterin aus Trier, unterhält sich mit der Kinderärztin Frau Dr. Marianne Fuchs aus Ulm. Auf die Frage, warum sie beim Luftschutz mitmacht, sagt Frau Nattermüller: „Sie müssen wissen, ich komme aus Lötzen in Ostpreußen. Da liegt es mir wohl etwas im Blut, vorzusorgen. Und in Trier, da bin ich ja wieder ziemlich dicht an der Grenze. Und außerdem meine ich, daß wir Frauen nun doch einmal die Verantwortung tragen, für unsere Kinder und alles, was damit zusammenhängt. Seit 1936 bin ich schon beim Luftschutz.“ — „Wenn Sie mich fragen“, schaltet sich Frau Dr. Fuchs ein, „so kann ich nur sagen, ich lerne gerne zu. Außerdem möchte ich helfen und vor allem auch dafür sorgen, daß die nötigen baulichen Schutzmaßnahmen mal eingeleitet werden.“

„Was ist zu tun, wenn...“ An Hand eines Planspielmodells konstruiert der Leiter der Schule eine bestimmte Lage. Die Lehrgangsteilnehmerinnen nehmen dazu Stellung und erörtern eifrig, was sie in diesem oder jenem Falle zu veranlassen hätten. Aus diesen theoretischen Überlegungen lernen sie für die Praxis. Nicht nur Fragen des Rettungsdienstes und der Brandbekämpfung werden in dieser Weise diskutiert. Auch Schutzmaßnahmen gegen Atombomben und chemische Kampfstoffe gehören dazu, ergänzen das Lehrprogramm.



## Gute Fachvorträge – Praktische Übungen – Frohe Stunden!

Lehrgang weiblicher Helfer in der Bundesluftschuttschule Waldbröl

**D**unkle Rauchwolken lagern über dem Übungsgelände der Bundesluftschuttschule. Aus den Fensterhöhlen eines Brandhauses schlagen Flammen. Zwischen Qualm und Rauch, in Drillichanzügen und Schutzhelmen, Helferinnen des Bundesluftschutzverbandes, die in einer Abschlusübung dartin, was sie mit Eifer gelernt haben.

„Wasser, halt! Wir gehen zum Außenangriff über. Maschine weiter laufen lassen, Vollstrahl, Wasser, marrsch!“ Die Kommandos des Übungsleiters schallen über den Platz. Die Helferinnen, zu Angriffs- und Wassertrupp formiert, wissen, was sie zu tun haben. Zischend fahren die Wasserstrahlen in den Brandherd. Die Flammen sinken zusammen. Der dichte Wasserschleier des Sprühstrahls beseitigt letzte Glutnester.

Indes: am entgegengesetzten Teil des Geländes wirkt und werkt der Rettungsdienst. Nach bewährten Regeln werden aus Trümmern und Schächten Verschüttete herausgeschafft. Aus Stangen und Decken entstehen Behelfstragen. Sie dienen zum Abtransport der solcherart Geborgenen.

Alles klappt, klappt ganz vorzüglich. Der Übungsleiter strahlt, die Helferinnen sind zufrieden und schaffen das Übungsmaterial in das Gerätehaus. Schön gesäubert natürlich, versteht sich. In den luftigen Schlafräumen des Schulgebäudes legen sie dann die „Amazonenrüstung“ der Schutzanzüge ab. Im Speisesaal wartet das Essen.

„Wir leben hier wie in einem guten Hotel“, sagt Frau v. Humbert aus Bremen. „Verpflegung und Unterbringung sind ausgezeichnet. Ganz besonders gefallen uns aber die Fachvorträge. Sie bieten uns für Monate hinaus Stoff zum Nachdenken.“ Von 8 bis 12 und von 14 bis 18 Uhr ist täglich Dienst. Theorie und Praxis lösen sich dabei ab. Danach aber sind die Frauen unter sich. Dann wird erzählt, gesungen, gelacht, und der Abschied fällt später meist nicht leicht.

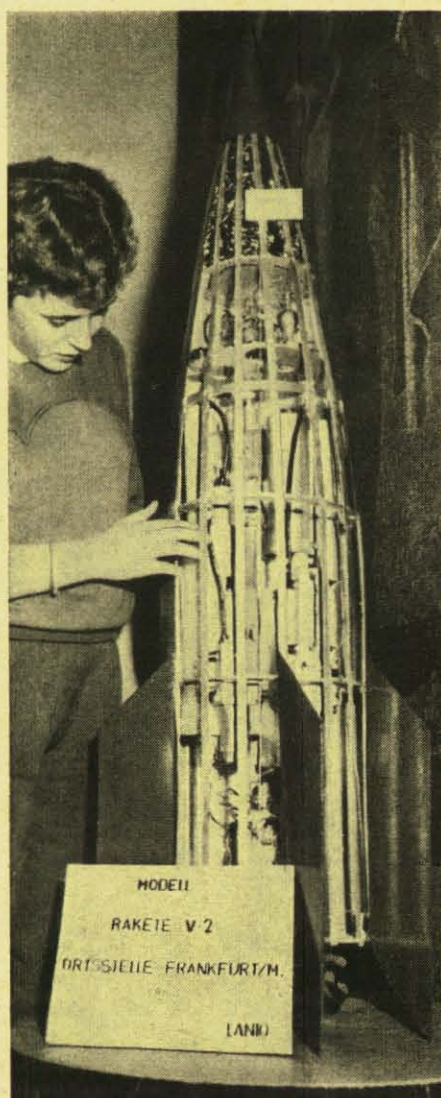


**Sie haben es geschafft!** Der Brand ist gelöscht und die Übung beendet. Nun geht es in den Lehrsaal zurück. Zuvor muß noch das Übungsgerät eingesammelt und zurückgeschafft werden. Wie zünftige Feuerwehrmänner laden sich darum die Helferinnen Schläuche, Fangleinen und Belle auf die Schultern. Im Gerätehaus kommt es dann zur „großen Wäsche“. Sorgfältig müssen die Schläuche behandelt werden. Sie werden gesäubert, gespült und dann erst, ganz nach Vorschrift, an der Trockenvorrichtung hochgezogen.

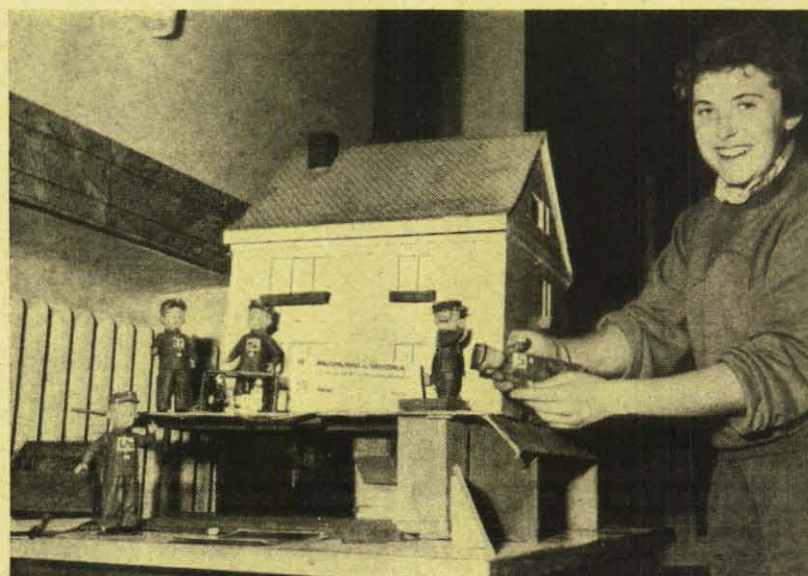
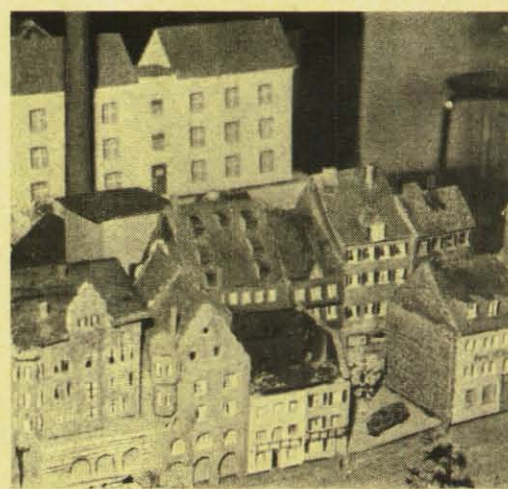
## Wie nie zuvor: Modellbauwettbewerb 1957



**Neunzehn Jahre alt** war Gisela Mirus (links) als sie 1945 mit Eltern und Bruder aus dem Forsthaus Henriettenhof in Pommern vertrieben wurde. Heute lebt sie in Flensburg. Doch die Vertreibung und alles, was damit zusammenhing, die unablässige Bedrohung durch Bomben und Geschosse, hat sie nicht vergessen können. Ähnliches möchte sie nicht wieder erleben und möglichst auch allen anderen ersparen. Darum stellte sie sich dem Luftschutz und seinen Aufgaben zur Verfügung. Sie will für den Notfall gerüstet sein und auch helfen und schützen. — Mit 64 Jahren ist Frau Elisabeth Melchers aus Siegen die älteste Teilnehmerin des Lehrgangs. Als Fürsorgerin und Mutter galt ihre Arbeit stets dem Wohle anderer. Diesem Prinzip möchte sie weiter treu bleiben. Darum arbeitet sie mit.



EINEN REKORD haben in diesem Jahre die jungen Helfer der Ausbildungstrupps aufgestellt. Mit insgesamt 68 Ausstellungsstücken beteiligten sie sich am Wettbewerb! — Das in präziser Einzelarbeit gebastelte V2-Modell (Foto links) der Ortsstelle Frankfurt-Land wurde mit einem 1. Preis ausgezeichnet. — Als echtes Gemeinschaftswerk entstand das Planspielmodell (Foto rechts) der Ortsstelle Ulm. — Ursula Dybowski aus Breslau, jetzt Schülerin des humanistischen Friedrich-Gymnasiums in Kassel, trug dazu bei, daß ein Hausmodell mit Schutzdach (Foto unten) entstand. Als Belohnung dafür durfte sie an dem Lehrgang für weibliche Helfer teilnehmen, von dem unser Bericht (siehe oben) ausführlich erzählt.



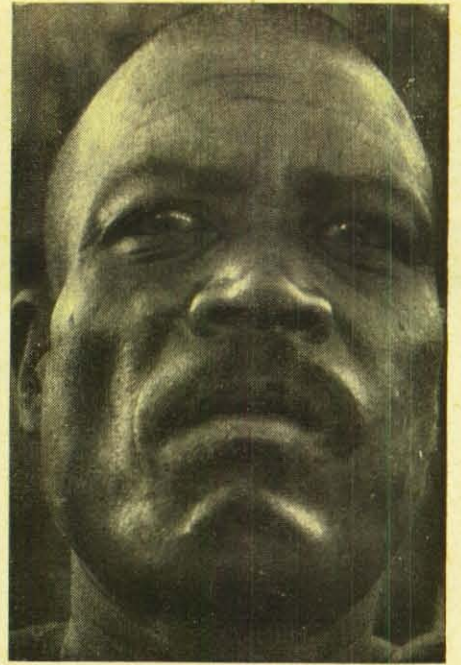




*Erst zehn Jahre alt* ist dieses Mädchen, das den kleinen Bruder auf dem Arm trägt. In zwei bis drei Jahren schon wird es selber heiraten und Kinder haben. Vierzehnjährige Mütter sind in Indien keine Seltenheit. Die Menschen sind früher reif, aber auch schneller verbraucht.

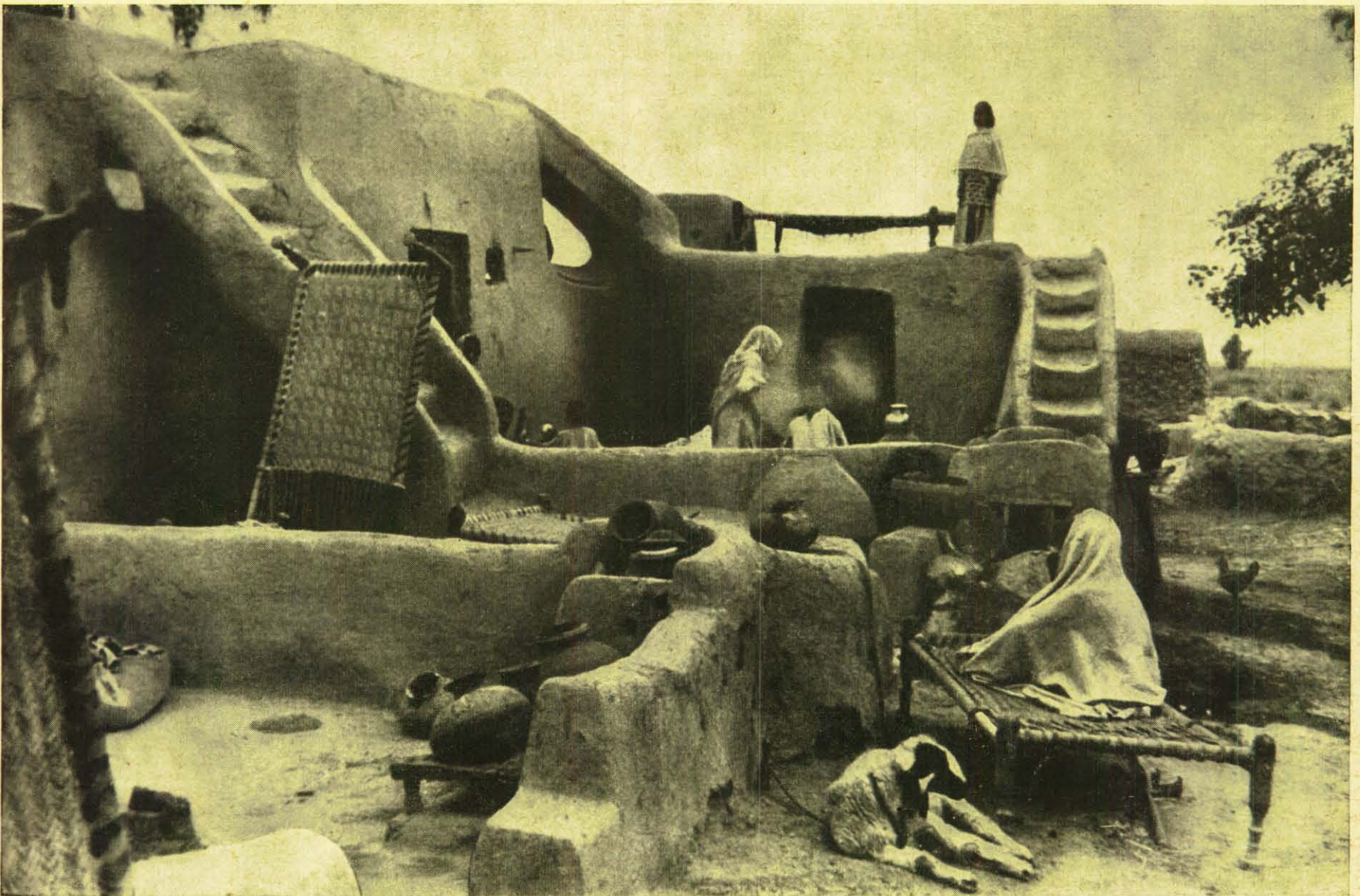


*Schwarz untermalt* sind die Augen der Kinder, die meist unbedeckt umherlaufen. Durch die seltsame Färbung der Augenhöhlen soll nicht nur die Schönheit der kindlichen Augen hervorgehoben, sondern auch die Pupillen vor unheilvollen Einflüssen geschützt werden.



*Voller Kraft*, wenn auch primitiv, ist der Gesichtsausdruck dieses Arbeiters, der einer der niedrigsten Kasten angehört. Unter härtesten Bedingungen muß er sich für seine Familie Tag und Nacht plagen.

# Indien: Mosaik aus 400 000 Dörfern



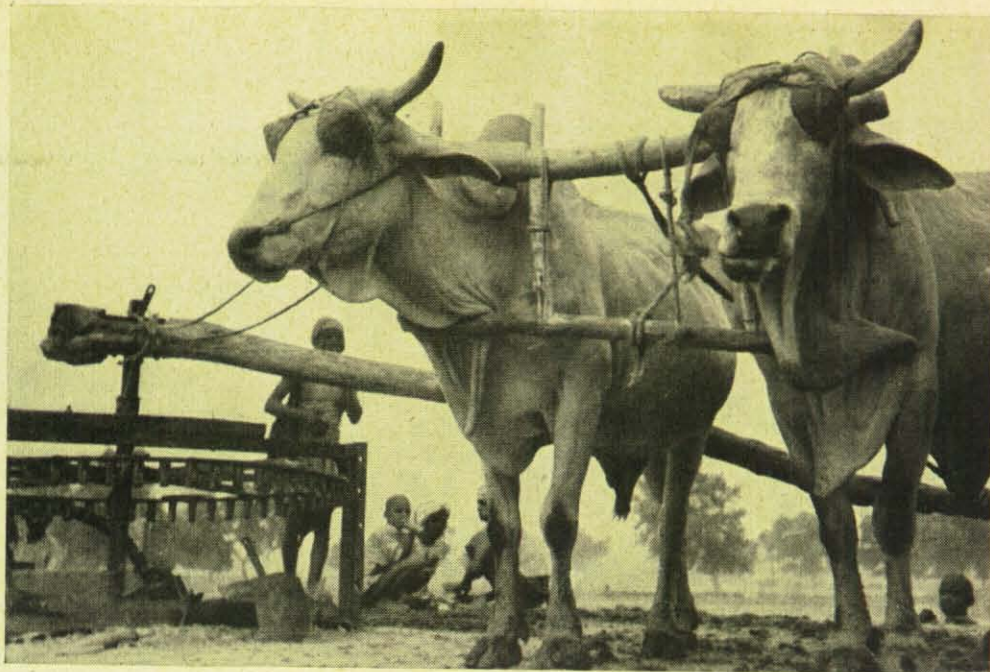
*In einem indischen Dorf*, wie es über vierhunderttausend dieser Art gibt. Von weitem sieht es aus wie ein Bauwerk weißer Termiten mit seinen bizarren Formen und ausgehöhlten Nischen und Mulden. Die Häuser sind aus braunem Lehm gebaut, der mit Wasser und Kuhdung zu einer breiigen Masse verbunden wird. Nur bei näherem Betrachten kann man überhaupt hier und da eine Tür er-

kennen. Die Fenster sind so klein, daß gerade der Rauch der Feuerstellen abziehen kann. In der heißen Jahreszeit verlegen die Bewohner dieser seltsamen Gebäude ihre Schlafzimmer auf die Dächer. Jede Nische hat einen ganz bestimmten Zweck und kann sehr leicht erweitert, verkleinert oder je nach Bedarf vollkommen umgebaut werden. Auch die indischen Frauen sind geschickte Baumeister.



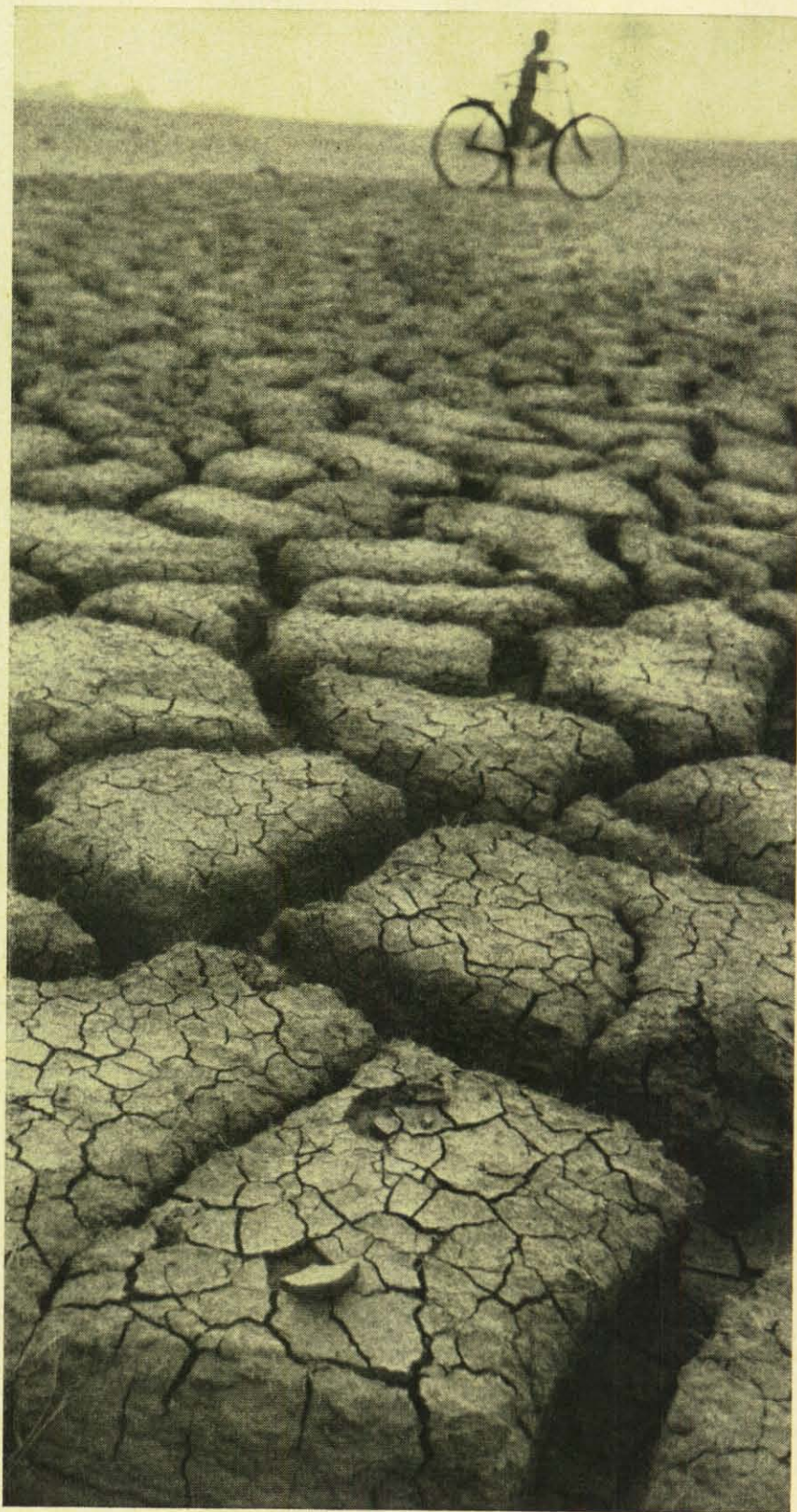


**In der Erntezeit** kehren abends Männer und Frauen, gleich schwerbeladen, von den Feldern in ihre Dörfer zurück. Sie sind sehr geschickt im Tragen von Lasten, die sie meist auf dem Kopf balancieren. Die Dörfer sind gewissermaßen abgeschlossene Hoheitsgebiete. Sie bestehen seit Jahrhunderten in der gleichen Form.



**Immer im Kreis herum** gehen diese beiden Stiere mit verbundenen Augen. Sie drehen eine Pumpe, die Wasser aus der Tiefe der Erde heraufbefördert. Das Problem der Wasserversorgung ist eines der brennendsten für die indische Landbevölkerung. Oft dauert die Trockenzeit, in der kein Regen fällt, acht bis zehn Monate im Jahr. Ohne Wasser aber kann auf den Feldern kein Ertrag erzielt werden. Deshalb sind die wenigen Pumpen ständig in Betrieb.

**Zwischen unserer Zivilisation und der indischen besteht ein grundlegender Unterschied: Bei uns konzentriert sich das Leben in den Städten, in Indien dagegen auf dem Lande. Von 364 Millionen Einwohnern leben fast drei Viertel in Dörfern und ernähren sich vom Ackerbau.**

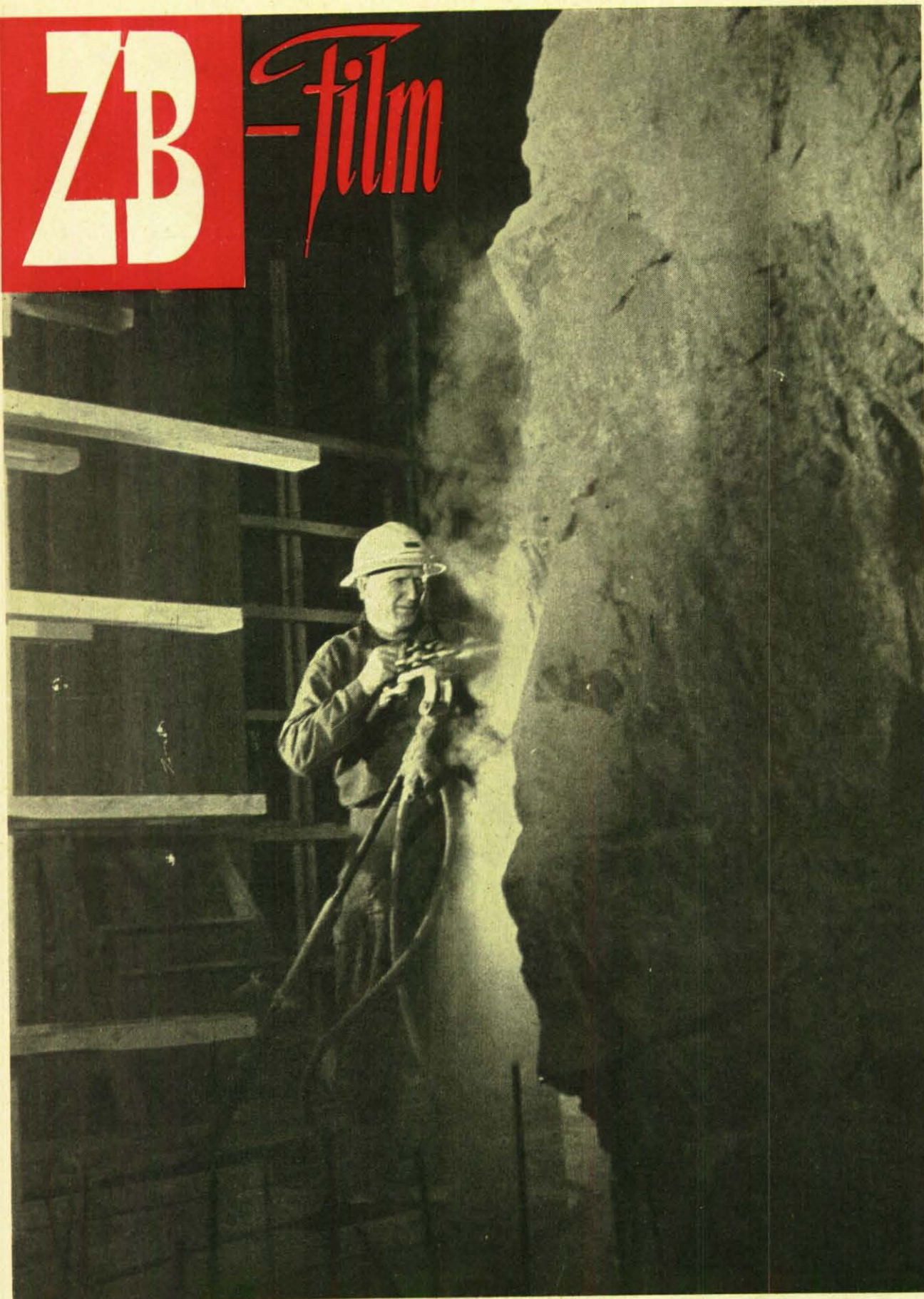


**Aus Kuhdung** stellen die Frauen Fladen her, die sie anschließend zum Trocknen in die Sonne legen. Wenn sie hart sind, werden sie zur Feuerung benutzt. Sie brennen gut und sind billig.

**Tiefe Erdrisse** entstehen unter der unarmherzigen Sommersonne und verwandeln die Felder in eine Wüste. Hier könnte nur Wasser helfen, und das ist eine große Kostbarkeit in Indien.



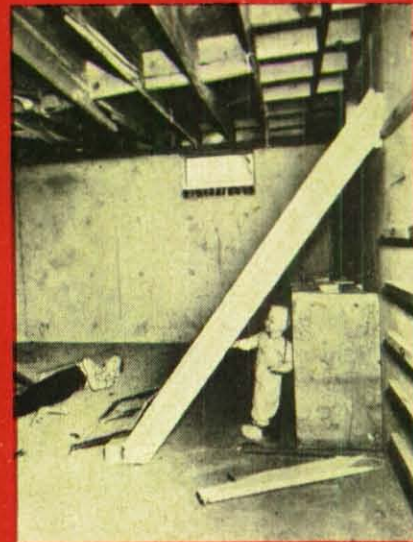
# ZB - Film



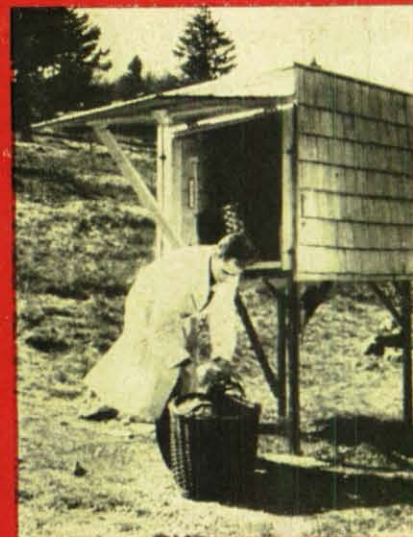
## Luftschutz, ein internationales Problem

In vier Länder führt uns ein Film, der im Auftrage des Bundesluftschutzverbandes gedreht wurde. An praktischen Beispielen zeigt er, was in diesen Ländern für den Schutz der Zivilbevölkerung getan wird. Das neutrale Schweden ist wohl dasjenige Land in Europa, das die umfassendsten Maßnahmen zum Schutz seiner Bevölkerung für den Fall eines zukünftigen Atomkrieges getroffen hat. Wenn die verantwortlichen Männer in Schweden, wie wir alle, hoffen, daß uns das Schlimmste erspart bleiben wird, so wollen sie doch für den Ernstfall gewappnet sein. Den besten Schutz bieten zweifellos die riesigen Bergräume, die in den natürlichen Fels getrieben wurden (siehe unser Bild). In Stockholm sind inzwischen zwei derartige

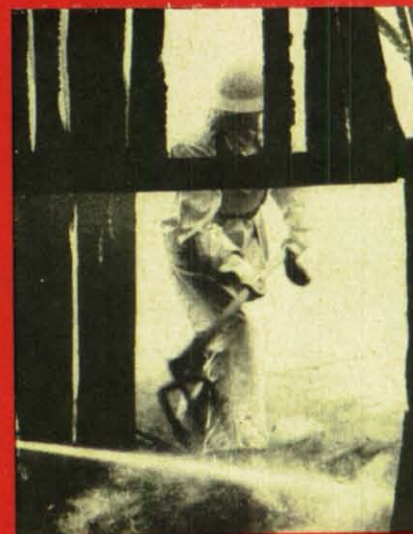
Schutzräume fertiggestellt worden. 30 000 Menschen können hier im Falle einer Gefahr Schutz finden. Viele Millionen Kronen wurden für den Bau ausgegeben. Selbst ein längerer Aufenthalt in den Bergräumen ist für die große Anzahl von Menschen möglich. Es gibt Krankenstationen, Operationsräume und Kantinen, wo man alles Lebensnotwendige erhalten kann. Spezialfilter verhindern das Eindringen radioaktiver Elemente in die Bergräume. Wände und Decke aus Naturgranit sind noch mit Beton verstärkt. Um die unterirdischen Räume für friedliche Zwecke nutzbar zu machen, hat man Großgaragen, Parkplätze, Lagerräume, Ersatzteillager und Tankstellen eingerichtet. Geschultes Personal sorgt für die anvertrauten Autos.



IN DEN USA wird bei Atomwaffenversuchen in der Wüste von Nevada ständig untersucht, wie sich der Mensch am besten gegen die verheerenden Auswirkungen einer nuklearen Detonation schützen kann. Die Widerstandskraft verschiedenster Materialien wird erprobt. Puppen in allen Größen nehmen die Stelle des Menschen ein. So werden wertvollste Erkenntnisse gewonnen.



IN DER BUNDESREPUBLIK ist durch die Inkrafttreten des „Ersten Gesetzes zum Schutz der Zivilbevölkerung“ die rechtliche Grundlage für den Luftschutz geschaffen worden. Der Film „Schutz, auch Deine Sorge“ unterstützt die Bemühungen des Bundesluftschutzverbandes um Aufklärung der Bevölkerung. Unser Bild: Regenwasser wird gesammelt und auf radioaktive Bestandteile untersucht.



IN DER SCHWEIZ besteht eine Luftschutzdienstpflicht für alle Männer. Der zivile Bevölkerungsschutz gehört zur Landesverteidigung. Die neutralen Eidgenossen wissen, daß es im Ernstfall doch einen Schutz gegen die Atomwaffen gibt. Deshalb sorgen sie vor und bilden immer neue Hilfskräfte aus. Unser Bild zeigt einen Luftschutzmann bei einer der regelmäßigen Brandbekämpfungsübungen.